Resche Luft!

Resche Luft!

Drei Berg-Novellen

von

Arthur Achleitner.

München.
Otto Galler, Verlagsbuchhandlung.
1894.

Inhalt:

Schwalbenrache.

I.

Wo an den munter durch das gartengleiche sonnige Unterinnthal fließenden Bergstrom zwei prächtige Thäler münden: das vielbesungene schöne Zillerthal aus dem Osten und von Norden her das romantische Achenthal, liegt an der östlichen Abdachung des Stanserjoches inmitten grüner Matten, umgeben von einem Kranze imposanter Berge, die theilweise bis zum Rücken hinauf von Fichten und Lärchen bestanden sind, anderntheils aber durch zerrissene Felswände die Unwirthlichkeit des Hochgebirges andeuten, so am wilden Sonnwendjoch, in malerischer Umgebung das gewerbfleißige Dorf Jenbach. Weit verstreut auf dem ansteigenden grünen Bergrücken zwischen Obsthainen und Fruchtgärten, auf Wiesen bis hinan zur engen vom wilden Kasbach durchtosten Schlucht stehen die stattlichen Häuser, beschirmt vom stolzen Kirchthurm, dessen grünes Dach weithin sichtbar ist, und bewacht von der stolz aufragenden Burg Tratzberg mit dem wuchtigen Gemäuer auf felsigem Grund. Wo sonst in tirolischen Dörfern stiller Friede und Behaglichkeit herrscht, idyllische Ruhe über der Landschaft liegt, in Jenbach ist nichts zu spüren von Ruhe und Frieden; es pocht und hämmert

von früh bis spät, der Hochofen des Hüttenwerkes qualmt; aus Sensenschmieden dröhnt der Hammerschlag, der Lärm der Arbeit tönt aus den Gewerken; laut knirschen die Sägen durch die Baumkolosse, Mühlen klappern: ein stetes Hämmern und Pochen, wie wenn die Berggeister der alten Sagen lebendig geworden wären und den Bergsegen, klingendes Erz zu verarbeiten hätten. Dazwischen donnert der Kasbach schaumgekrönt von der Höhe in felsiger Enge herab, gurgelnd, zornig ob der ihm auferlegten Frohndienste, die er, kaum der Bergheimath entsprungen, schon leisten muß in den zahlreichen Gewerken, bis seine Fluth sich vereinen kann mit dem breiten Inn. Wo solcher Fleiß herrscht, ist auch Wohlhabenheit zu finden, die denn auch allenthalben aus den Jenbacher Häusern spricht. Behäbige Bauten, breit, raumfordernd, eisengeschmückt, aber auch wieder im schmucken Gebirgsstyl mit Altanen und Lauben, von denen leuchtende Blumen herabnicken. Rußig dagegen die Arbeitsstätten selbst und selbst der Kalkboden schwarz von den Schmieden, wenn der menschliche Fuß verstreute Holzkohlen niedertritt oder zur Straßenauffüllung das Schlackenmaterial verwendet wird. Man wird an Werktagen selten unter Tags zwei Menschen miteinander plaudern sehen im Jenbacher Gelände; die Leute sind an rastlose Arbeit gewohnt wie an das Getöse von Hammer und Ambos.

Heute aber ruht jegliche Arbeit; der schäumende Kasbach allein lärmt herunter, als könnt' er es nicht erwarten, sich in den Inn zu stürzen. Leer laufen seine Wellen unter den Rädern der Mühlen und Gewerke durch, die

großen Schaufeln hängen hochgezogen in der Luft, feiernd wie die Menschen. Sonntag ist's, der erste Sonntag im Wonnemonat Mai; die Glocken vom Jenbacher Kirchthurm verkünden in weithin klingendem Schalle den Tag des Herrn und rufen die Gläubigen, vor dem Altar zu erscheinen. Mit jubelndem Morgenroth hat der junge Tag begonnen, helles Sonnengold liegt über der im üppigsten Frühlingsgrün schimmernden, wonnigen, vom Blüthenschnee bedeckten Landschaft.

Lanks, der „Auswärts" ist wieder da! Frühling ist's wieder geworden im herrlichen Tiroler Land; aller Zauber ist ausgegossen über das herrliche Unterinnthal. In dichten Schwärmen ziehen die Frommen durch das Gelände zur Kirche, wo das Amt angeläutet wird.

Bald darauf krachen von den Höhen die Böller, Salutschüsse fallen vom Schlosse Tratzberg, das Fest des Tages wird angeschossen, ein besonderes Fest: das Maibaumsetzen!

Alt ist der Brauch im Ampergrund, Innthal und Chiemgau, einen Baum, „des grünenden Jahres froh, zu schmücken" und lautet eine „Mayenregel": die abgeschälte, mehr oder weniger hohe Fichte oder Tanne mit allerlei Emblemen zu zieren, durch gemeinschaftliches Zuthun des lebenslustigen Theiles einer Landgemeinde gewöhnlich am ersten Sonntag im Mai bei Sang und Klang und Tanz auf dem Dorfplatze oder vor dem Wirthshause oder auch vor dem Hause, wo das schönste Mädchen wohnt, zu „stecken", nachdem jede Jungfrauschaft ein Seidenband für den Maibaum gestiftet. Wenn

Alles in Ehren bleibt, verläuft wohl auch dieses Maifest in gehöriger herzerfreuender Weise. Es hat aber auch Zeiten gegeben, wo sich die Polizei um den Maibaum kümmerte und besagt die oberpfälzische Polizeiordnung vom Jahre 1657, welche überhaupt jede Art freudiger Lebensgenüsse verpönte, daß das „Mayenstecken der jungen Gesellen und Mägde ein unfläthiges, unchristliches Ding“ sei und solchem „zwar uralt aber zu nicht als zum bloßen Bürger- und Bauernlust dienendem Gebrauche des Maybaumschlagens Einhalt gethan“ werden müsse. Ludwig I. gab seinem Volke diese „bloße Bürger- und Bauernlust“ wieder. In alten Zeiten hatte sogar das Militär sein Maifest, was ein Kalendernotat des Abtes von St. Zeno zum Jahre 1675 besagt: „Den 1. May haben die Soldaten von Reichenhall zwen May-Paumb vor dem Klosterthor aufgesetzt, darfür ich ihnen 1 fl. 30 kr. verehret“. Und die alte Noris besitzt noch heute eine Erinnerung an alte Maifeiern im Mayengäßlein, in welchem bis zum Jahre 1561 der Stadtmayen errichtet wurde.

Tags zuvor ist der Maibaum sorglich hergerichtet und die Baumzier bereitet worden. Die Jenbacher Dorfburschen haben die Nacht über Wache gehalten, um jeden Schabernak hintanzuhalten; denn nur zu gern versuchen die Buben aus den Nachbardörfern den Maibaum zu stehlen und auf diese Art die Maifeier zu vereiteln, was im Falle des Gelingens dem des Baumes beraubten Dorfe große Schande bereiten würde. Da spenden die Alten wohl gerne ein Fäßchen Bier für die Nachtwache

der Burschen, die in militärischer Organisation den Nachtwachedienst halten, bis das Dorf am Festmorgen munter und damit jede Gefahr beseitigt ist.

Wie die Böller krachen und donnerndes Echo in den Bergen wecken!

Die kirchliche Vesper ist zu Ende; nun darf weltliche Lustbarkeit in ihr Recht treten und Jung und Alt strömt hinauf zum Dorfplatze, wo der Maibaum „gesetzt“ und festgerammt werden soll. Die Gelände werden überall lebendig; wie Ameisen wimmeln die Menschen auf den Wiesen, dort kommen lichte Schaaren aus der breiten Oeffnung des Zillerthales über die Rothholzbrücke herüber, Gruppen ziehen die Straße von der burgreichen Brixlegger Gegend heran, die vielverleumdeten Schwazer eilen herbei und was abkommen kann, stapft von den Ufern des Achensees herab zum Feste.

Gedrängt in dichten Menschenmauern umstehen die Jenbacher und die Gäste aus den Nachbardörfern und Ortschaften den feststehenden, frei aufragenden Maibaum, dessen Bänder und Fähnchen im Winde lustig flattern. Ein schöner, sakrisch hoher Baum fürwahr! Und wie der glatt geschälte Baum in der Sonne blitzt!

Bunt durcheinander gewürfelt umdrängen die Jenbacher ihren neuen Maibaum, auf den sie ob seiner Höhe und reichen Zier nicht wenig stolz sind. Ist er doch höher, schlanker als alle andern, die in den letzten Jahren weitum im Unterland gesetzt worden sind.

Von Lippe zu Lippe fliegt die Kritik und scharf

mustern die Augen der fremden Gäste den „Mayen", ob nichts vergessen sei daran nach alter Sitte und Gebrauch: so oben am Gipfel der unerläßliche Fichtenwipfel zur Erinnerung an die Waldheimath, die aus Holz geschnitzte Kirche und das Bauernhaus, der Bauer und die Bäuerin in derber Holzbaßlerei; dann die Zeichen der Gewerke, die vier Armbrüste, gespannt gegen die vier Windrichtungen, wasmassen das Symbol bäuerlicher Wehrhaftigkeit gegen jeden Feind aus der Zeit ist, da die hergebrachte Waffe des Bauern im Heerbann Pfeil und Bogen war.

Besonders scharf aber werden die „Werkzeuge Christi" gemustert, die Instrumente der Kreuzigung des Erlösers, von denen keines fehlen darf, wenn der Maibaum richtig und nach altem Brauch sein soll.

Unter der Menge befindet sich auch ein Sensenschmiedgeselle, der heute so blitzblank gewaschen und herausgeputzt ist, daß Niemand ihm sein rußiges Gewerbe anmerken kann. Es ist der Senser Girgl, ein sauberer, handfester Bursch von einer Sensenschmiede oben am wilden Kasbach, der seinen Katechismus noch gut im Kopf hat und daher die Werkzeuge Christi am „Mayen" besonders scharf beäugt und nachzählt, ob wohl alle Instrumente auf dem Baum angebracht seien. Der Bursch ist so vertieft in die Beobachtung, daß ihm die Pfeife kalt geworden ist, was bei einem Tiroler Burschen etwas heißen will. Indeß die Menge den Baum begafft und kritisirt, hat sich eine fliegende Schänke aufgethan am Dorfplatz, wo Jenbacher Bier und Würste feilgehalten werden; ein

Weiblein bietet Lebzelten und Weinbeerlbrod (Weißbrod mit getrockneten Weinbeeren) an für die Weibsleute und Kinder und die Jenbacher Dorfmusik schmettert lustige Weisen in den herrlichen sonnigen Maitag, nicht ganz harmonisch zwar, aber den Leuten genügt es. Was liegt daran, wenn der dumpfe Bombardon hie und da des Baßes Grundgewalt mißbraucht und daneben brummt oder das vorlaute, melodieführende Flügelhorn in schwindelnder Höhe „gixt" und die Begleithörner wie Unkenrufe jammernd ertönen. Das melodiefrohe Volk kennt doch, daß es ein Landler ist, der zum Wiesentanz ladet und als gar der Radetzkymarsch durch die Luft schmettert, da werden in den alten Veteranen patriotische Erinnerungen an die Heldenzeit des italienischen Feldzuges wachgerufen. Da wird mancher Mund beredt und alte Bauern erzählen sich, wie sie „selm die Katzelmacher (Italiener) verdroschen haben".

Eitel Lust herrscht allenthalben auf dem Dorfplatze, froh gestimmt wogen die Menschen durcheinander, nachdem die Schaulust am Maibaum befriedigt ist. Munter drehen sich die Paare im Reigen und hopsen fröhlich und helle Juhschreie tönen zwischen die Musikweisen.

Um den Baum selbst ist es leer geworden; nur der Senser Girgl steht noch sinnend da, er hat kein Gehör für die Musik und kein Verlangen nach Röthel oder Gerstensaft, sein Auge hängt starr am Baum und unabläßig mustert er dessen Zier, die ihm nicht complet zu sein dünkt. Alle anderen Beschauer haben den Baum in Ordnung befunden und sich der allgemeinen Lustbarkeit

hingegeben; warum nur der Girgl nichts von Tanz und Trank wissen will? Es fehlt etwas am Baum, so viel ist ihm klar; nur was fehlt, weiß er nicht und das will er herausbringen.

Wie er so in sich versunken dasteht, die Augen fest auf die Baumzier gerichtet, tritt ein hübsches Dirndl an ihn heran, in den schmucken Feiertagsstaat der Innthalerin gekleidet und den mit Goldquasten geschmückten flachen Hut auf den üppigen Flechten.

„No, Girgl, siahgst' leicht wolltern gar öppes b'sunders drom am Baam oder geaht öppes ab?“

Ueberrascht hat sich der Girgl umgedreht und ruft freudig erstaunt: „Je, die Burgl! Bischt aa herunt z' Jenbach?“

„Sell woll, Girgl, grüaß di Goti! Freili bin i aa aber (herunter) zum Maifest. Aber was suachst denn gar so fleißi auf'm nuien Baam?“

„Was i suach? Dös oan' Werkzeug vom Leiden Chrischti, dös nöt droben ischt, suach i!“

„Ah! Was nöt gar?“

„Freili, i moanet decht (doch), es feihlet öppes! Vierzehn „Zeug“ solleten 's sein, i bring aber gnetta dreizehn z'am'. Zähl decht du, Burgl, amal!“

„Hiazt so öppes! Sell sollet ma' nöt glaaben, daß der Senser Girgl so daham waar bei die Werkzeug vom Leiden Chrischti. Aber reacht hast decht! 14 müaßen 's sein: die Säule, die Geißel, die Ruthe, die Leiter, der Säbel, Latern' und Hammer, Zange, Nägel, die Würfel, Speer, Schwamm und Krug!“

„Sell ischt ganz reacht! Aber sein than sie alleweil gnetta dreizehn. Oeppes hascht decht auslassen!"

„Moanst, Girgl? Na sag's decht selm, was no feihlt!"

„Sell woaß i halt selber nöt!"

Die scharfe Musterung des Baumes durch das eifrig plaudernde Paar war den von der Schänke lagernden Leuten inzwischen doch aufgefallen. Neugierige erhoben sich und traten näher, was wieder Andere veranlaßte, zu fragen, was denn los sei und bald waren Girgl und Burgl von einer größeren Menge umgeben, die mit offenem Mund zum Baum emporstarrt und Wunder was glaubt, was jetzt Neues zu sehen sei. Auch geht es auf vier Uhr, um welche Stunde das Fahnenkraxeln, das Klettern auf den dicken, in Folge der Schälung aalglatten Baum hinan zu den in den Stamm eingefügten Fähnchen in den österreichischen und Tiroler Farben, beginnen soll. Wer ein solches Seidenfähnchen herabbringt, erhält einen Silbergulden Belohnung und bietet gerade dieses Kraxeln eine besondere Belustigung und Augenweide für die Zuschauer, weil es trotz blanker Füße, die in Flugsand getaucht werden um das Rutschen zu vermindern, und bei aller turnerischer Gewandtheit heillos schwierig ist, an dem glatten, kaum mit den Armen zu umfassenden Stamm emporzuklimmen. Weiter oben, wo der Baum immer dünner wird, ist es freilich leicht, in die Höhe zu kommen. Unten aber mühen sich die Meisten vergeblich ab, zumal es verboten ist, auf die Schultern Anderer zu steigen, um über die ärgste Stammdicke hinweg zu gelangen.

Von dem Gespräch der Beiden haben die Nächststehenden doch so viel vernommen, daß sie hörten, an der Baumzier fehle etwas und das ist eine Neuigkeit, die das allgemeinste Interesse augenblicklich wachruft. Ein Fehl an der Zier ist ein Schandfleck für das ganze Dorf und stört die ganze Maifeier, er bringt den Dörflern Spott und Hohn auf lange Zeit, der sich in Knittelversen und Trutzliedeln kundgibt und oft genug böse Reibereien erzeugt. Die Jenbacher vermögen denn auch ihren Aerger nicht zu unterdrücken; wie Flugfeuer verbreitet sich die Kunde, daß ein Fehler an der Baumzier entdeckt sei. Alles was Beine hat, läuft zum Baum, murrend und schimpfend.

Wirr tönen die Rufe und Fragen durcheinander, bis der Kaminfeger des Dorfes, eine herculische Gestalt mit einer Stentorstimme den Wortführer macht, mit einer kräftigen Armbewegung ein paar gaffende Bauern wegschiebt, um sich dicht vor dem Senser Girgl aufzupflanzen und diesen anzuschreien: „'s Maul auf! Bursch! Was verschimpfirst den Baam? Was feihlt eahm an der Zier?"

„Hoho! Nöt so gach! Ma' werd wohl no' reden derfen!"

„Sell schon! Aber reden und verschimpfiren ischt zwoaerlei! Also 's Maul auf, was feihlt am Baam? Rauß mit der Sprach — oder —!" Dabei macht der Schornsteiner eine Armbewegung, die nicht zu verkennen ist.

„Sell laßt fein bleiben, Schwarzer! Senser-Fäust san aa nöt von Toag. Und wenn'st was verstehst, aftn zähl' die Werkzeug' vom Leiden Chrischti!"

Aller Augen richten sich abermals auf den Baum und sattelfest im Katechismus, wie jeder Tiroler ist, sagen die Dörfler selber, es müßten deren 14 sein.

„Ganz reacht!" sagt schnippisch Girgl, „zählt aber nur z'ammen, es san nöt 14!"

„Waar nöt aus!" ruft erschrocken der Schornsteiner.

Murmelnd zählt die Menge von der Säule bis zum Krug, aber es werden nicht mehr Instrumente als 13.

„O du bluatiger Heiland, der Lump hat decht reacht, es feihlt a Werkzeug, der Baam ischt nöt in Ordnung!" schreit wüthend über die dem ganzen Dorf gewordene Blamage der Kaminerer, den es zudem wurmt, daß der Aufdecker des Fehlers nicht einmal ein Jenbacher Dorfkind, sondern bloß ein Sensenknecht von fremdher ist, den die ganze Feier eigentlich gar nixen angeht. Kruziferas! Wenn der Hungerleider wenigstens 's Maul gehalten hätte! Die anderen hätten den Fehl kaum entdeckt! Und nach der Feier hätt' man den Fehler in der Nacht repariren können! Jetzt aber spötteln die Leute von den Nachbardörfern ganz offen. Das kann sich schön auswachsen! Wenn nur der Teufel den Senser holen würde! „Scheer di weiter, fader Kerl, verdächtiger!" schimpfte der gründlich geärgerte Kaminfeger und will auf Girgl einhauen, der im Nu den linken Arm schützend emporhebt und mit der arbeitsschwieligen rechten Faust den Gegner an der Gurgel fassen will.

„Halt ein, Girgl!" ruft Burgl (Nothburga) und legt beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Nöt raufen,

mir z'liab, Girgl!" bittet das hübsche Mädel und sieht ihm in die Augen.

Girgl läßt die Faust sinken; dem Dirndl vermag er ja nichts abzuschlagen. Er sieht die Burgl seit Langem gern, wenn auch er sich selber sagen muß, daß eher ein Steinklopfer Kaiser wird, als der Girgl der Burgl ihr Mann.

Und Burgl hebt dann an: „Ang'fangen hascht 'n Streit wegen 'm Leiden Chrischti und dessentwegen muaßt decht schon aa sagen, was in der Zier feihlt."

„Ja, sagen soll er, was feihlt!" echot die Bauernschaar.

Der Girgl kratzt sich hinter dem Ohr. Das ist ja gerade das Unangenehme an der ganzen Geschichte, daß er wohl den Fehl entdeckte, aber gleichwohl nicht zu sagen vermag, welches Werkzeug als 14. nicht in der Baumzier vertreten ist.

„Er kann's nöt sagen, der Lump woaß es selm nöt!" schreit der Kaminfegermeister und die Bauern gröhlen mit, weil es sie längst ärgert, daß so ein Habenichts von einem Schmiedknecht das Maul so weit aufreißt, aber doch nicht den Fehl genauer bezeichnen kann. Und recht deutliche Bemerkungen werden laut, die auf ein Wegführen unter Verabreichung einiger „Schellen" auf das vorlaute Maul abzielen, so daß der Burgl doch etwas bänglich zu Muth wird. Erbaut ist sie gewiß auch nicht über Girgl's Auftreten, aber von der schlagfähigen Jenbacher Dorfjugend möchte sie den Burschen doch nicht durchgebleddert wissen. Die Innthaler raufen selten,

wenn aber, dann stehen tirolische Hiebe den oberbayerischen wenig oder gar nicht nach. Hauen sie aber den Girgl noch dazu in Aerger und Wuth, dann schütze Gott seine Knochen. Am liebsten wäre Burgl aus der Menge heraus; sie würde herzlich gern den Girgl an der Hand nehmen und „wegführen", aber wie aus der drangvoll fürchterlichen Enge herauskommen?

Im selben Augenblick bricht die Musik ab; die Bauern reißen die Hüte vom Kopf, eine Bewegung geht durch die Menge, man drängt seitwärts, um Platz zu schaffen: Se. Hochwürden der Herr Pfarrer, begleitet vom Caplan und dem Cooperator, ist auf dem Dorfplatz erschienen und ehrerbietig weicht Alles zurück, um der Geistlichkeit die Ehrenplätze einzuräumen.

Der Herr Pfarrer lüftet leicht den Hut als Erwiderung der allgemeinen Begrüßung und richtet den Blick auf den Maibaum. Erwartungsvoll schaut das Volk abermals in die Höhe, man ist gespannt auf das Urtheil des Pfarrers. Ob er wohl entdecken wird, daß das 14. Werkzeug fehlt?

Der Pfarrer räuspert sich, wie wenn er einem bestimmten Ausdruck ausweichen wollte und fragt den neben ihm stehenden Kaminfeger, was denn für Meinungswechsel entstanden sei? Ihm sei gewesen beim Herantreten, als habe man sich über etwas gestritten.

„Sell ischt aa so, Hochwürden Herr Pfarrer! A so a Windbeutel a hergeloffener, a —"

„Schimpf Er nicht, sondern rede Er!" unterbrach ihn der Pfarrer.

Die Mahnung wirkte insofern, als der. Schornsteiner etwas maßvoller den Fall zur Sprache brachte. Ueberrascht wirft der Pfarrer abermals einen Blick zur Baumzier empor. Wie vorsichtig und gut es war, daß er mit seinem Urtheil zurückgehalten hat! Hätte er die Zier nach flüchtigem Beschauen approbirt trotz des Fehlers, sein Ansehen hätte einen furchtbaren Stoß erlitten und die geistliche Autorität wäre bedenklich erschüttert, zumal es sich auch noch um die Werkzeuge zum Leiden Christi handelt! Der Pfarrer seufzt wie erleichtert auf und zugleich gelobt er sich in Gedanken, nie wieder die Vorsicht außer Acht zu lassen, der heutige Vorfall soll ihm fürder zur Witzigung dienen. Das sind Gedanken, von denen das Volk nichts zu wissen braucht. Höher reckt Hochwürden das Haupt und scharf, gewichtig, der Würde wohl bewußt hebt er an zu sprechen: „Geliebte in Chrischto! Was maßen Ihr da erschienen seid, zu feiern den Mayen am ersten Tage des Herrn im Mai nach frommem Besuch von Amt und Predigt und der nachmittägigen Vesper, müßt Ihr bedenken, daß uralte Sitte und Gebrauch es verlanget, den Baum nach alter Mayenregel zu schmücken und da ischt das Hervorragendste, was die christliche Welt erinnert an das heilige Opfer des Erlösers, an das Leiden Chrischti. Die Werkzeuge der Kreuzigung unseres Heilandes dürfen nicht fehlen am Mayenbaume; sie müssen in voller Zahl vorhanden sein und als gläubige Tiroler wißt Ihr Alle aus der Chrischtenlehre und dem Katechismus, daß der Werkzeuge vierzehn sein müssen. Wie kommt es daher, so frage ich Euch, Ihr Leichtsinnigen, die dem

Baum die Zier gegeben, daß Ihr wider chrischtliches Wissen und Gebot nur 13 Werkzeuge auf den Baum gebracht habt? Ischt solche Ignoranz nicht eine Schmach für das ganze Dorf und ein schlechtes Zeugniß für den chrischtlichen Sinn der Bevölkerung? Ihr wollt Tiroler und Chrischtenmenschen sein und hängt bloß 13 Werkzeuge auf den Mayenbaum! Nichts seid Ihr, Dummköpfe und Gottesläugner seid Ihr, moderne Ketzer, die sogar im Leiden Chrischti etwas Neues einführen wollen! — Und Du, Senser Girgl, der Du den Fehl entdecktest, also Deinen Katechismus noch im Kopf hascht, — Du bischt gehalten vor allem Volk, coram publico nennt es der Lateiner, zu erklären, welches Werkzeug Chrischti vergessen worden ischt! So befehl' ich's als Euer von der hohen Obrigkeit aufgestellter Seelenhirte, als Priester und Stellvertreter Gottes auf Erden! Also mach's Maul auf, Girgl und red!"

Mit offenen Mäulern haben die Dörfler dieser gesalzenen Ansprache des Pfarrers zugehört und Mancher mag sich gedacht haben: es ischt halt decht a schneidig's Manndl, der Pfarrer. Jetzt aber wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem zur Antwort aufgerufenen Senser Girgl zu, der mit der Sprache herausrücken muß auf Befehl des Pfarrers.

Girgl weiß, daß er in der Falle sitzt und daß ihm das Fell gegerbt wird, wo immer die Jenbacher Buben seiner nach Schluß des gestörten Maifestes habhaft werden können. Was ihn aber wurmt, das ist das Unvermögen, den Fehler zu nennen. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als einzugestehen, daß er selber das fehlende

14. Werkzeug nicht anzugeben vermag. Schon öffnet er den Mund zur dießbezüglichen Erklärung: da schmettert von der Dungstätte eines nahen Gehöftes ein Hahn ein kräftiges „Kickerikih!“ in den schönen, sonnenhellen Tag, keck und frech nach Art der Misthaufen-Könige.

Girgl wirft einen blitzschnellen Blick auf den Baum, das Kickeriki hat ihm plötzlich einen Gedanken eingegeben. Richtig! An den Werkzeugen des Leiden Christi fehlt der — Hahn!

„Der Gockel feihlt! Hochwürden, sell ischt das 14. „Werkzeug“!“ sagt Girgl mit Gewicht und Nachdruck zum Pfarrer; nicht wenig froh, durch den Hahnruf so glücklich aus der Patsche gekommen zu sein!

Von Lippe zu Lippe fliegt das Wort und immer wieder richtet sich der Blick auf die Baumzier. Es ist kein Zweifel mehr, der Hahn fehlt unter den „Werkzeugen“ des Leiden Christi; ihn haben die Jenbacher vergessen. Wie die Festveranstalter sich jetzt grün und gelb ärgern! So ein Habenichts, ein Sensergesell, der nichts hat und nichts ist! Und so ein Lump muß den Vergeßlichkeitsfehler finden und aufdecken!

Jetzt brauchen sich die Jenbacher nicht zu kümmern, daß in allen Nachbarthälern und Dörfern ausreichender Gesprächsstoff vorhanden ist. Man wird im Zillerthal bis an die Eisgründe hinan und in den letzten menschlichen Siedelungen ebenso spotten über die „vergeßlichen Jenbacher“ wie im nachbarlichen Schwaz, dessen Bevölkerung die Jenbacher gerne ein „Klampfel“ anhängen durch das derbe Witzwort: „Du Dieb, Du Räuber oder bischt

gar a Schwazer!", ein Witzwort, das seine Entstehung wohl den Knappschaftsverhältnissen des 16. Jahrhunderts zu verdanken hat, als mit dem Geist der deutschen Reformation auch viel Gesindel den Weg in das vom Bergsegen begnadete und dann wieder verarmte Schwaz fand und der Ruf des Ortes hiedurch nicht der beste wurde. Und spottlustig sind die Unterinnthaler ohnehin und die liederreichen Achenthaler nicht minder, so daß die Jenbacher es den Murmenteln (Murmelthieren) nachmachen müßten, wenn sie die Trutzliedeln nicht zu hören bekommen wollen. Wenn der Pfarrer mit den Kumpratern (Cooperatoren) nicht anwesend wäre, den grimmig geärgerten Jenbacher Lippen würde mancher Kernfluch entfahren.

Und was das Kraut erst fett macht, das ist das Decretum Sr. Hochwürden, daß das Fahnlkraxeln auf den verschimpfierten, nicht ordnungsgemäßen Maibaum unstatthaft und daher das ganze Maifest sofort abzubrechen sei! Die Silbergulden pfutsch! Die Hetz' des Fahnenkraxelns, das schönste an der ganzen Maibaumfeier, pfutsch, die ganze Lustbarkeit in's Wasser gefallen durch das verpflichtende, unumstößliche Gebot des allmächtigen Pfarrers! Heilig-Kreuzdonnerwetter! Wenn doch alle Heiligen den Pfarrer holen und der Teufel den Malefizlumpen Girgl zur Großmutter bringen würde!

„Geht heim, ihr Leute! Ihr verdient diese Strafe durch den begangenen Frevel an den Werkzeugen Chrischti! Für heuer ischt Euer Baum verhunzt! Ihr werdet den Baum wieder ausgraben und zur Strafe bis zum nächst-

jährigen Mayen ohne Baum bleiben! So befehl' ich's, Euer Pfarrer! Geht heim!" So decretirt der Pfarrer und wenn auch verbissen in ohnmächtigem Zorn, so doch gehorsam, dem Machtgebot des Geistlichen sich fügend, trotten die Leute gruppenweise von dannen und auch die Clerisei zieht sich in den Widum zurück. Dafür füllen sich die Wirthshäuser, wo heftig und laut der Vorfall besprochen und manche scharfe Bemerkung über den Urheber der Dorfschande gemacht wird.

Man kann es aus den Fingern saugen, daß eine bitterböse Stimmung gegen den Senser Girgl herrscht. Haben die Leute erst genug Röthel im Leib, dann werden sie hitzig werden und Girgl wird gut thun, sich aus Jenbach zu verflüchtigen.

* * *

Girgl hätte nicht übel Lust gehabt, sich des Sonntages halber auch etliche Viertele Rothen zu vergönnen, den man in der „Toleranz" zu Jenbach in besonderer Güte schänkt; aber davon wollte Burgl nichts wissen. Im Gegentheil bat das Dirndl den Burschen eindringlich, das Dorf je eher desto besser zu verlassen. Auf's Hirn ist der Girgl nicht gefallen, daher erklärt er sich gerne bereit, dem Dirndl den Willen zu thun unter der Bedingung, daß er sie heim begleiten dürfe. Das ist nun doch etwas viel verlangt von einem Burschen, mit dem man eigentlich gar kein „Verhältniß" hat. Burgl erröthete auch ob dieses Ansinnens, aber Achenseer Mädchen sind nicht zimperlich und gar so was ungeheuerliches ist

es ja auch nicht, wenn ein schmucker Bursch ein Dirndl vom Kirchgang heimbegleitet. So zieht denn das Pärchen die steile Straße zum See hinauf und plaudert trotz der scharfen Steigung eifrigst. Und laut müssen sie mit einander reden, weil der wilde Kasbach neben der Straße spectakelt, daß man schier sein eigen Wort nicht hört. Wie sich Burgl doch besorgt zeigt um den Girgl! Er darf, so meint sie, auf etzliche Wochen nicht hinab in's Dorf und soll nach fleißiger Wochenarbeit von seiner Schmiede an Sonntagen lieber hinauf in's liebliche Dörflein Eben wandern, dort würde ihm sicher nichts geschehen; denn die Ebener sind nicht an der Jenbacher Maibaumfeier, die der Girgl so versalzen hat, betheiligt. „Sell kann i schon machen!" meint der Girgl.

„Leicht sprich'st aa=r=amal auf unser'm Hof beim Seespitz zua, magst?"

„Freili mag i!"

„'s wurd' 'n Vatern gwiß aa freuen; er ischt eh allweil a weng kränklich und gar verdroßen, weil 's mit 'm Bruder gar nöt besser werden will!" versichert Burgl.

„Was feihlt dem Brudern?"

„Ja, sell ischt a böse Sach'! Der Bub, er wird auf Michaeli schon fünfzehn Jahr alt, hat 's „Hinfallende" (Epilepsie) dieweilen und was schon alles probirt worden ischt, g'holfen hat nixen."

„Sell ischt freili a böse Sach! Und gar nixen hat g'holfen?"

„Na, es ischt Alles umensunst g'wesen!"

„Hm!" Mehr weiß der Girgl zu diesem Fall auch nicht

zu sagen. Und von seinem Mitleid wird der Bub kaum gesund werden. Aber der Girgl hätte einen Gedanken: Wie wär's denn, wenn die Burgl es einmal mit einer Sympathiekur versuchen würde?

Wie der Girgl das meint? fragt die Burgl.

„Ja, sell ischt freili nöt so leicht zum sagen!" Es wird halt so eine Vermeinungskur sein, wie man beispielsweise das Seitenstechen los wird, wenn man unterwegs einen Stein von der Straße aufhebt, in die Vertiefung, wo der Stein lag, hineinspukt und dann den Stein wieder darauflegt, ohne ein Wort zu sprechen. Oder wie man zum heiligen Gallus betet, wenn man zu einer gewissen Zeit aufwachen will.

Burgl ist der Meinung, daß man, wo so viel schon versucht wurde, wohl auch noch eine Sympathiekur probiren könnte und da der Girgl glaubt, einmal gehört zu haben, daß in Schwaz eine Frau lebe, die im Rufe einer Heilkünstlerin, wenn nicht gar einer Hexe stehe, so wäre es wohl am besten, wenn Girgl zunächst einmal sich nach der „weisen" Frau erkundigen würde. Das könnte er am nächsten Sonntag thun und acht Tag darauf soll er auf den Hof am Seespitz kommen und Botschaft bringen.

Das Pärchen hat inzwischen den Seitenweg durch den Wald eingeschlagen und wie der schlanke Kirchthurm von Eben in Sicht tritt, bleibt Burgl stehen, um von Girgl Abschied zu nehmen. Sie thät also dem Girgl schön danken für seinen guten Willen wegen der Sympathiekur für den kranken Bruder und auch für die Begleitung. Sie wären decht recht schnell den Berg

heraufgekommen unter dem Geplauder, aber den Rest des Weges will Burgl lieber allein gehen von wegen dem Gered der Leute. Wie die Burgl dabei roth geworden ist!

Und der Girgl schmunzelt vergnügt und spitzt den Mund, als wär' er nach einem Küßchen lüstern. Ob er nicht ein Abschiedsbußel kriegen könnt, fragt der Bursch und macht Anstalten, des Mädels reizendes Köpfchen zwischen seine schweren Arbeitshände zu nehmen.

Aber flink wie ein Eidechslein entwischt die zierliche Burgl, sie will vom halsen nichts wissen, weil — von unten Leute nachkämen!

„Ah so moanst, Dirndl! Isch a reacht! Aber Burgl, was sagst, derfet i busseln, wenn koani Leut' um d' Weg waaren?"

Unter Kichern lispelt das Mädel: „Sell waar ehnder möglich, 'bald der Bub dazua kaam! Und hiazt Pfüat Gott!" Husch ist das Mädel weg und läuft wie ein Wiesel den Gangsteig aufwärts, der Heimath am stahlblauen See zu.

Dem Girgl ist ganz wohlig zu Muth; „sell waar ehnder möglich", hat das saubere Dirndl gesagt und er wird schon dafür sorgen, daß der Bub zum Busseln kommt. Hat er die Burgl nur einmal, dann wird er ihr schon einen Schmatz auf die kirschrothen Lippen drücken, daß es schnalzt. Vierzehn Tage muß er auf dieses herzerquickende Vergnügen allerdings warten, aber dann soll gebusselt werden —! Im Vorgefühl dieses Hochgenusses wischt sich Girgl den Schnauzer aus dem Mund und zwirbelt schneidig die Schnurrbart-Enden auf.

Das sauberste Dirndl um den ganzen Achensee herum wird er küßen! Sell ischt a Red'! Vergnügt schlendert Girgl durch den Wald und über die Hänge hinunter zu seiner am Kasbache gelegenen Schmiede und sucht sein rußiges Kämmerlein auf, wo er auf seinem Lager von Burgl und von süßem Liebesglück träumen kann.

II.

Die große, ob ihres majestätischen Klanges in ganz Tirol berühmte, im Jahre 1503 gegossene Glocke auf dem Schwazer Kirchthurm läutete zu Mittag, als der Senser Girgl von Kasbach den alten Ort betrat, den schon die Römer kannten und der eine große Rolle spielte schon im 12. Jahrhundert bis herauf in die Zeit der weltbewegenden Reformation. Ein grauer Thurm steht heute ruinös noch Wache am alten Schwaz, dessen zum Theil ärmliche Siedelungen sich vom rechten Innufer zu dem Berggelände hinziehen, einst die Stammburg des edlen Geschlechtes der Freundsberg, bis diese 1475 aus Tirol zogen und sich in Mindelheim niederließen, allwo Georg Freundsberg, der berühmte Kriegsheld und die Zierde seines Geschlechtes geboren wurde. Die Ortschaft Schwaz schwang sich erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts empor, als in den Bergen der Umgebung, insbesondere im Falkenstein der Reichthum an silber- und kupferhaltigem Eisen aufgeschlossen wurde und dadurch ein Zuzug von Knappen und Fremden erfolgte, durch welchen

Schwaz die meisten Städte des Landes an Einwohnerzahl übertraf. Man hörte in den engen, dunklen Gaßen von Schwaz bald mehr sächsisch reden als tirolisch, da besonders aus Meißen viele Bergknappen hieher kamen, wie auch die Fugger, in deren Hände die Gewerke später übergingen, viele Leute aus ihrer Heimathsstadt in's Unterinnthal brachten. Auch die Herren Fieger von Hall verstanden es, Leben zu entfalten; hat doch Hans Fieger, der Jüngere, seine Braut, ein Fräulein Pienzenau aus Bayern mit 4000 Pferden im Gefolge nach Schwaz gebracht! Die glänzendsten Zeiten sah der alte Ort in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert, als in der Schwazer Gegend allein zehn Gewerke im Betrieb standen und allein vom Falkenstein von 1523—1564 an Brandsilber 2,058,501 Mark und an Kupfer beinahe eine Million Centner gewonnen wurden. Die Schwazer Bergknappen genoßen den Ruf der geschicktesten Bergmänner im In- und Auslande, eine Anzahl Schwazer Knappen verlangte Papst Clemens VII. für den Kirchenstaat. 1542 wurden welche zum Herzog von Florenz, 1548 nach Braunschweig und 1565 zum Herzog von Piemont im Interesse der dortigen Landesbergwerke berufen. Schwazer Knappen waren es, die 1529 bei der Belagerung Wien's durch die Türken durch ihre geschickten Gegenminen zur Rettung der Kaiserstadt wesentlich beigetragen haben. Als die Reformation von Wittenberg aus ihre Kreise zog, erklärten sich die Schwazer Knappen sächsischer Abkunft vor allen anderen in Tirol für die neue Lehre und als man versuchte, die Brandfackel auszutreten, erfolgte von Schwaz aus offener Auf-

ruhr, den ausgesprungene Berchtesgadener Mönche durch aufreizende Predigten zu steigern suchten. Und als gar noch in Tirol die Wiedertaufe verkündigt wurde, war kein Halten mehr; es empörten sich die Bauern und die Ausschreitungen der Knappen wurden zügellos. Die Kitzbichler Bergknappen stürmten nach Salzburg und belagerten den Erzbischof Mathäus in seiner Veste so hartnäckig, bis dieser Friede mit den Rebellen schloß und ihnen Concessionen machte. Anders verfuhr man mit den Schwazern, denen man mit militärischer Macht auf den Leib rückte. Mehrere Haupträdelsführer und Urheber der politisch-religiösen Umwälzung wurden ergriffen und gerichtet, gefährliche Fremde peitschte man aus den tirolischen Landen und die Knappschaften begannen dann ruhiger zu werden. Und wie wenn des Himmels Segen aus der schönen Gegend schwinden wollte als Strafe, es nahm das Bergbauerträgniß vom 16. Jahrhundert an stetig ab; der weltberühmte Schwazer Bergsegen schwand immer mehr, aber trotz der Einbußen wollte man den Schurf nicht ganz einstellen. Spärlich schleppte sich der Betrieb durch einige Jahrhunderte fort, bis im Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Bayern vorübergehend Herren von Tirol wurden, die Einstellung namentlich der Schwazer Werke beschlossen wurde und 1827 die österreichische Regierung die Silber- und Kupfergruben gänzlich auflieẞ. Furchtbar rächte sich Uebermuth und Unverstand des Knappenvolkes aus dem Bergsegen selbst; wer durch den Bergbau reich wurde, zog mit den erworbenen Schätzen ab, selbst die Einheimischen verließen das verarmende Schwaz und nur das brodlos

gewordene Knappenvolk blieb zurück im Elend, das die Pest von 1611, das Erdbeben von 1670, die oftmaligen Vermuhrungen, das furchtbare Kriegsunglück von 1809 und die gräßliche Feuersbrunst in's Unbeschreibliche steigerten.

Die Spuren des Brandunglückes sah man lange im Markte, der sich nur langsam zu erheben vermochte und erst durch thatkräftige Staatshilfe, Errichtung einer Tabakfabrik ꝛc., wieder aufzublühen begann.

Girgl hat das Gasthaus zum „Schwarzen Adler" aufgesucht, um sich für den kommenden Gang zu stärken. Des Sonntages halber ist die Stube gefüllt von schwatzenden und rauchenden Gästen, Bürgern und Handwerksleuten von Schwaz, denen sich auch die im Markt garnisonirenden Landesschützen zugesellen, jene Truppe, die nur teilweise im Lande dient als tirolische Ausnahmetruppe und auf der militärischen Dienstmütze den Schmuck des halben Spielhahnstoßes tragen darf. Just so ein Landesschütze zu Fuß kam im „Adler" neben Girgl zu sitzen und das Anknüpfungsthema war um so leichter gefunden, als ja Girgl seinerzeit als Landesschütze zu Pferd im Innsbrucker Cadre stand. Dem Kameraden zu Fuß kann sich der Gletscherhusar a. D. schon anvertrauen; daher fragt denn auch der Girgl, ob der Kamerad etwa wisse, wo sich in Schwaz die „weise Frau", eine Art Wunderdoctorin und halbe Hexe befinde. Davon weiß der Kamerad allerdings blutwenig, aber wenn der Girgl etwa die Kartenschlägerin meint, deren Adresse könnte er ihm schon geben. Da darf der Girgl nur durch die engen Gaßeln gehen, bis an die Berglehne hin, wo ein verfallenes Häuschen steht,

ein ehemaliges Knappenhäusl. Dort wohnt die Kartenschlägerin, zu welcher alle Weiberleut von Schwaz und auch Männer neugieriger Art hingehen, um sich die Zukunft für 20—50 Kreuzer prophezeien zu lassen.

Was der Girgl von dem Weibe will, möchte der Landesschütze gerne wissen; aber Girgl hat nicht Lust, seine Absichten und Pläne dem Soldaten auf die Nase zu binden. Er dankt ihm daher kurz, zahlt seine kleine Zeche und macht sich auf den Weg zur Kartenschlägerin.

Schon beim Eintritt in das düstere, baufällige, schmutzstarrende Häuschen beschlich Girgl ein Gefühl der Unbehaglichkeit, wiewohl er doch als Schmied an rauchgeschwärzte, rußige Räume gewöhnt ist. Wenn seine Schmiede aber düster und schwarz erscheint, so ist die Kohle schuld und ehrliche Arbeit an der Esse. Hier jedoch hat Faulheit und Nachlässigkeit einen widerlichen Zustand entstehen lassen. Girgl klopft auf gut Glück an einer Thür und ein kreischender Ruf bedeutet ihn, einzutreten. Alle guten Geister! Dieses zahnlose, runzelige alte Weib soll eine weise Frau und Helferin für Krankheit und menschliche Leiden sein? Nicht einen Hund möchte Girgl dieser Megäre anvertrauen. Aber jetzt ist er einmal da und Hexen schauen niemals Engeln gleich. So trägt er denn sein Anliegen vor und bittet um Rath, wie die Krankheit des Buben beseitigt werden könnte.

Die Alte wiegt sinnend den Kopf und will dann Näheres über die Begleitumstände wissen: ob der Bauer ein schwerer oder geringer Höfler ist; ob der Bub die

Krankheit schon länger hätte und ob er „zurückgetauft"*) worden wäre? Auch will die Kartenschlägerin wissen, welche Mittel zur Behebung der Krankheit schon angewendet wurden, und in welchen Verhältnissen der Girgl stehe?

Ja du lieber Himmel! Was soll Girgl auf diese Fragen antworten? Ob der Vater der Burgl und des Buben ein geringer Bauer ist, kann er ebensowenig behaupten wie das Gegentheil; der Bauer hat einen schönen Hof am Achensee nahe am Seespitz, mehr weiß Girgl selber nicht. Und krank wär' der Bub schon lange und probirt wär' auch schon Vielerlei worden, wenigstens hat die Burgl es gesagt. Und wegen dem Zurücktaufen kann Girgl gar nichts sagen, er war ja bei der Taufe nicht dabei und die Burgl hat darüber kein Wörtl geäußert. Er selber heiße Girgl und sei im Mai geboren, Geld habe er nicht, weil er bloß ein Sensenschmiedgeselle wär.

„Da ham mer ja die Bescheerung!" rief das Weib. „Du bischt ja selber a Z'ruck'taufter und dessentwegen

---

*) Nach dem Glauben der Gebirgler ist die Namensgebung bedeutsam für des Kindes Geschick. Man darf Kinder nicht „zurücktaufen", d. h. ihnen nicht den Namen eines Heiligen geben, dessen Fest im Kalender des laufenden Jahres schon dem Tage der Geburt vorhergegangen. Hiedurch würden nach dem Volksglauben die Heiligen im Himmel beleidigt, die dann ihre Hilfe versagen, wodurch Krankheiten, Ungemach den Menschen viel mehr heimsuchen als andere, die nicht zurückgetauft worden sind.

konnscht aa koa Geld nöt haben und Ung'mach wirscht netta gnua kennen lernen!"

„Waar nöt aus!" stottert erschrocken Girgl.

„Wirscht es schon no derleben! Wenn aber der Bauer a Hilf haben will für sein' Buben, muß er decht schon aa öppes aufwenden!"

„Selm freili, öppes hon i schon aa bei mir, a Anzahlung für 'n erschten Rathschlag auf a Sympartiemittel!"

„So? Aftn ischt 's schon reacht! Also daß i Dir sag', 's erscht Mittel für heunt und für 50 Kreuzer ischt a Schwalbenmittel —"

„Wos?"

„A Schwalbenmittel! Loos zua, Bua! Du muaßt dös Mittel selm anwenden! Du nimmst a Schwalbennest vom Haus des Bauern, aber sell derf beilei' der Bauer und aa sunst neamd mirken; kochst dös Nest hoamli in Leinöl, verrührscht dös Ganze und gibst es dem Kranken ein. Der Bub derf aber nöt wissen, was er einnehma muaß! Verstehschst mi Bua?"

„Woll, woll!"

„Guat! Aftn zahlscht hiazt 50 Kreuzer, sagscht Neamd davon a Sterbenswörtl und kimmscht wieder mit an Silbergulden; aftn kriagst das zwoate, stärkere Mittel."

Girgl ist es wirr im Kopf: ein Schwalbennest in Leinöl gekocht — sonderbar! Er zahlt die verlangten 50 Kreuzer und trollt von dannen.

Auf dem Heimweg grübelt er über das seltsame Mittel nach. Mit der Sympartie muß die Sache wohl

zusammenhängen, aber wie ist ihm denn? Hat denn nicht schon sein Mutterl ihm in's Gewissen geredet, wie er noch ein kleiner Bub war: daß die Zerstörung eines Schwalbennestes ein Frevel ist, den der Himmel rächen werde! Und der Lehrer erst, der den Buben den Spruch eingebläut hat: „Wehe Dem, der ein Schwalbennest zerstört, für das Haus ist's nicht gut, aber den Frevler wird bald großes Unglück treffen!"

Für sein ganzes Leben hat sich Girgl diesen Spruch gemerkt und sich nie an einem Schwalbennest vergriffen, so viel andere Vogelnester er auch sonst als Lausbub ausgenommen hat. Und jetzt als Bursche, der nur mehr zehn Jahre darauf hin hat zum Zeitpunkt, wo der Tiroler g'scheidt wird*), jetzt soll er ein Schwalbennest abnehmen vor einem fremden Haus und Unheil für die Hausbewohner heraufbeschwören? Aber dem Sohn des Hauses würde die Gesundheit dadurch wieder gegeben werden! Eine verzwickte Geschichte! Wenn er nur vorher mit der Burgl reden und ihre Meinung hören könnte! Aber die Schwazer Frau sagt, er dürfe mit Niemanden über das Mittel reden, wenn dieses nicht wirkungslos werden soll. Wortlos und ohne Vorwissen muß das Nest genommen und in Leinöl so lange verkocht werden, bis nichts mehr von einem Schwalbennest zu erkennen ist!

Girgl ist längst wieder in der Jenbacher Gemarkung und in Gedanken den Weg von Tratzberg auf der Höhe

*) Ein Scherzwort sagt: „Der Tiroler wird mit 40 Jahren gescheidt".

zum Kasbach gegangen und noch immer ist er sich nicht klar, wie er die verzwickte Geschichte anfassen soll, ohne die bösen Folgen des Schwalbenfrevels heraufzubeschwören. Geht er am nächsten Sonntag bei Tag hinauf zur Seespitz und besucht die Burgl verabredetermaßen, so kann er unmöglich das Schwalbennest vom Hause ungesehen abnehmen. Kommt er in finsterer Nacht, die das Abnehmen des Nestes ermöglicht, so trifft er die Burgl nicht mehr an, mit welcher er doch so viel gern allein — diskuriren möchte. Und dann darf er über seinen Schwazer Besuch überhaupt nichts sagen, wenigstens nichts darüber reden, was die Frau verordnet hat. Wenn er aber der Burgl alles erzählen und das Sympartheimittel unberücksichtigt lassen würde? Das kann er allerdings, aber dann wird Burgl's Bruder nicht geholfen.

Girgl hat sein Kämmerlein aufgesucht, um nun gedankenschwer den Anbruch der Nacht zu erwarten.

* * *

Oben am Seespitzhof ist das Mittagessen unruhiger als sonst üblich verlaufen; Burgl vermochte nicht ruhig zu sitzen und lief schier alle Viertelstunden vor das Haus, um zu sehen, ob denn der Erwartete noch nicht komme. Der Bauer brummte über solche Bremslerei; die Kasnocken sind nicht bloß versalzen, sondern gar noch angebrannt. Weiß der Kuckuck, was das Dirndl wieder für Flausen im Kopf hat! Seit die alte Bäuerin hinüber auf den Ebener Gottesacker getragen wurde, ist keine solche Unruhe mehr im Hause gewesen, die dem Bauer schließ=

lich so zuwider wird, daß er den Feiertagskittel aus dem Kasten holt, den schweren Hut aufstülpt und zum Seespitzwirt hinübergeht, um dort mit anderen Bauern ein Viertele auszubieten (Bieten = ein Tiroler Kartenspiel).

Bis zur Vesperzeit, welche die Glocken von Eben feierlich ankündigen, muß sich Burgl selber sagen, daß der erwartete Girgl eigentlich von Schwaz noch gar nicht zurück sein könne; der Weg ist weit und zieht sich in die Länge, auch wenn er über Viecht und Georgenberg auf der Höhe geht. Aber nun zeigt die altmodische Uhr in der Wohnstube schon auf die fünfte Stunde und noch immer ist kein Girgl da! Da soll ein wartendes Menschenkind die Geduld nicht verlieren! Ein langmüthiger Engel müßte unruhig werden! Wo der Bursch nur steckt? Er ist doch sonst ein nüchterner Mensch; er wird doch nicht in irgend einem Wirthshaus sitzen, indeß Burgl auf ihn wartet? Burgl ärgert sich über diese Verzögerung, weil der arme Bruder so lange auf das hilfebringende Mittel warten muß; dann ärgert sie sich ob der Enttäuschung, die Girgl's Ausbleiben in ihr erzeugt, denn sie hat geglaubt, daß ihm etwas daran liegt, mit ihr ungestört plaudern zu können. Aber so sind diese Mannsbilder! Wenn es sie gerade gelüstet, möchten sie ein Dirndl schier todtbußeln und kurz darauf thun sie, als wär' der Mund bloß zum — Pfeifen da. Und das knallrothe Nagerl (Nelke), das Burgl hinter dem Ohr stecken hat, wäre auch für Girgl bestimmt; sie hat die Blume, die doch gewiß viel bedeutet, Mittags vom Stock geschnitten, um es dem Burschen eigenhändig auf den Hut zu stecken

und nun beginnt das Blümlein zu welken und der Girgl ist noch immer nicht da! Einen Pfifferling kriegt er, wenn er jetzt kommt zur Abenddämmerung, wo der Vater jeden Augenblick heimkommen kann und die Eh'halten auf das Nachtessen warten. Drüben liegt der See so dunkel und düster, wie wenn sein Gewässer ein riesiger Tinten-kleks wäre. Von Eben läuten die Glocken feierlich das Ave Maria, die Sonne ist längst hinter dem Sonnen-joch hinabgesunken und die Pertisau ist schon nachtver-hüllt, nur aus dem Fürstenhaus blickt noch ein Licht, dessen Schein sich in der Fluth des leicht gekräuselten Sees spiegelt.

Unerhört ist es, ein Dirndl den ganzen Nachmittag bis zur sinkenden Nacht vergeblich warten zu lassen! Burgl ist bös geärgert und fest entschlossen, dem saum-seligen Girgl die Meinung gründlich zu sagen. Wie schön hätte es sich auf der Altane hinter den dicht ver-wachsenen Nelken- und Geranienstöcken sitzen und plauschen lassen, — ja selbst wenn der Girgl kußlustig gewesen wäre, kein Mensch hätte etwas sehen können — und der Lapp kommt nicht! — Es ist halt doch einer wie der andere und auf keinen ein Verlaß!

Es ist völlig finster geworden, Burgl hat in der Wohnstube Licht gemacht, die rothen Fenstervorhänge zu-gezogen und den Eh'halten das Nachtessen vorgesetzt. Sie selber bringt keinen Bissen hinunter; der Aerger über das Ausbleiben Girg'ls ist zu groß. Nach kurzem Gebete gehen die Dienstboten schlafen. Burgl versichert sich, ob Thür und Thor geschlossen ist und setzt sich nach dem

Rundgang an den Tisch, um beim Lampenschein allein, strickend, den Vater zu erwarten, der auch gegen seine Gewohnheit lange ausbleibt.

Waren das nicht Schritte vor dem Hause?

Aufmerksam horchte Burgl auf? Wird wohl der Vater sein! Aber merkwürdig: Vater's Tritt ist das nicht; Vater tritt viel derber auf als Herr von Grund und Boden. Der Knecht ist längst daheim und wohl schon im Bett; wer kann das sein? Etwa gar der Girgl? War nicht übel! So spät hat ein Dirndl nicht mehr zu discuriren mit einem Burschen! Und die Burgl schon gar nicht, die sich auch nicht in's Gerede bringen lassen will! Wär' der Bursch zur rechten Zeit gekommen!

Ein zorniger Ruf tönt durch die stille Nacht; Männerstimmen werden laut, Burgl hört ein Geräusch, wie wenn gerauft würde. Wär' nicht übel! Vor dem Seespitzhof eine Rauferei! Flugs hat Burgl das Licht der Stalllaterne angezündet; sie schließt die Thüre auf und tritt beherzt hinaus.

„Da leucht' her, Burgl!"

„Was ischt's Vater?"

„Leucht' her! I hon an Burschen abg'faßt, der hat einsteigen wollen bei ins!"

Burgl leuchtet dem Fremden in's Gesicht: „Alle guaten Geischter!"

„Was ischt's, Burgl?"

„Na, so was?"

„So red, Burgl!"

„Der Mensch da, den laß' nur aus, Vater! Das ischt ja der Girgl von Kasbach unten!"

„Aber er hat decht einschteigen wöllen, stehlen und rauben!"

„A beilei', Vater! Der ischt g'wiß nöt zum stehlen kemmen, sell woaß i g'wiß!"

„I glaab sell decht nöt ganz, der Lump ischt ja auf der Loater g'standen —!"

„Aber g'wiß Vater! Der Girgl stiehlt uns nixen, i hon ja decht schon seit Mittag auf eam g'wart'; er hat ja B'suach machen wöllen bei ins wegen 'n Bruadern seiner Krankheit."

„Larifari! Bei der Nacht und auf Loatern macht ma koani B'such!" sagte noch immer zornig und mißtrauisch der Bauer und greift dem Girgl schlankweg in die Taschen, um sich zu überzeugen, ob der Bursch nicht doch schon etwas gestohlen habe. Da ist nichts als ein Tabakbeutel, da ein Taschenfeitel, Schwamm und Feuerstein. „Ha! was ischt denn dös?" schreit der Bauer, indeß Girgl zusammenzuckt.

„Burgl, leucht öppes her!" Verwundert betrachtet der Bauer das aus Girgl's Joppentasche entnommene Vogelnest! „Hiazt so was! — Stiehlt der Kerl wie die Schusterbuben Vogelnester! Aber wie ischt mir denn? Das Nest ischt decht ein Schwalbennest!" Wüthend packt der Bauer die Laterne, steigt auf die Leiter und leuchtet ober die Hausthüre hin, auf deren Stock seit Jahren ein Schwalbenpärchen nistet. Ein schwerer Fluch entfährt den Lippen des Bauers! Das Nest ist weg, der Schuft hat

es gestohlen und in die Tasche gesteckt! Der Lump will dem Hause Glück und Frieden nehmen und die armen Schwalberln um ihre Heimath bringen! Der Bauer tobt und trischakt den Burschen, der ohne Gegenwehr die Hiebe sich gefallen läßt.

Burgl steht wie versteinert. Sie vermag die Situation nicht zu begreifen. Der Girgl muß irrsinnig worden sein! — Und ein grundschlechter Mensch ist er, ein Bösewicht, der es über's Herz bringt, die armen Schwalberln aus dem warmen Nest zu stoßen und ihnen das Betterl wegzureißen in finsterer, kalter Nacht! Das kann nur ein schlechter Mensch! Und diesem gefühllosen Schandbuben hat sie ein Nagerl schenken wollen, das Symbol der Zuneigung und keimenden Liebe. „Pfui Teufel!“ Und in heftigen Worten erklärt Burgl dem Girgl, daß es aus sei zwischen ihnen beiden; sie wolle von einem so niederträchtigen Menschen nichts mehr wissen!

Hat sich Girgl bisher die Püffe des ergrimmten Bauern wortlos gefallen lassen, auf die heftigen Vorwürfe und Anklagen Burgl's hin öffnet er nun doch den Mund, um zu sagen, daß er nicht schlecht sei und auch nicht stehlen wollte. Er habe bloß das Schwalbennest abnehmen wollen und auch dieses nicht für sich. Mehr könne und dürfe er nicht sagen; ihm sei der Mund in dieser Sache zugebunden. Der Bauer ist über diese verdächtige Geheimnißkrämerei noch erbitterter geworden und zeigt nicht übel Lust, den Burschen zu fesseln und zur Gendarmeriestation nach Jenbach hinab zu führen; aber Burgl will nichts davon wissen: der erbärmliche Mensch soll sich ent-

fernen und nie wieder blicken lassen auf dem Hof und fürder wird sie ihn nicht mehr kennen. „Marsch aus!“ befiehlt Burgl und jagt den Burschen, den sie Nachmittags so sehnsüchtig erwartete, wie einen Hund von dannen.

Den Kopf gesenkt trottet Girgl in die Nacht hinaus und sucht den Pfad durch den Wald hinab zu seiner Sensenschmiede. Der erste Gang zum Heile von Burgl's Bruder hat böse geendet! —

Lange noch saßen Vater und Tochter in der Wohnstube und besprachen den seltsamen Vorfall. Keines von Beiden vermag den Diebstahl zu begreifen. Wenn der Kerl das Schwalbennest nicht im Sack gehabt hätte, wäre an einen Einbruchversuch zu denken gewesen. Was aber wollte der Mensch mit dem Schwalbennest beginnen? Ein Frevel ist an dem Gehöft begangen, das ist zweifellos; weiß doch der Bauer wie die Burgl, daß die Vernichtung eines Schwalbennestes Unglück bringen und Frieden und Glück dem Hause rauben muß. Aber welches Interesse kann der Sensenschmied an der Vernichtung des Hausfriedens und Glückes auf dem Seespitzhof haben? Der Bauer räth hin und her, ohne den Schlüssel zu diesem Geheimniß zu finden und bei dieser Gelegenheit fragt er auch, woher denn Burgl den verdächtigen Burschen kenne?

Das ist nun bald erzählt und des Bauern Verwunderung wird durch die Schilderung der durch Girgl gestörten Jenbacher Maibaumfeier noch größer. Und Burgl erzählt dann auch noch, daß verabredungsgemäß der Girgl heute von Schwaz mit einem von der dortigen Wunderdoktorin an=

gerathenen Mittel kommen wollte, aber ausgeblieben sei, bis er in finsterer Nacht vom Vater beim Abnehmen des Schwalbennestes ertappt worden ist. Wer das verstehen kann!? Eine Zeit lang rathen Vater und Tochter hin und her, dann aber wich die Aufregung über die nächtliche Scene der Müdigkeit und jedes suchte seine Schlafstube auf.

III.

Ueber zu wenig Hohn und Spott ob der verpfuschten Maibaumfeier können sich die Jenbacher wahrlich nicht beklagen; es witzelt das ganze Unterinnthal von Kufstein bis Innsbruck, es lachen die Achenthaler und spotten die Zillerthaler:

Die Jenbacher Buben,
Sie thun, was man kann;
Sie setzen den Maibaum
Und vergessen den Hahn.

Und so viel ist sicher: es wird nicht früher Ruhe werden und die Spottlust sich legen, als bis der Schaden reparirt ist.

Zwar hat damals der hochwürdige Herr Pfarrer gesagt, der Maibaum müßte nach der Verschimpfirung ausgehoben und niedergelegt werden bis zum nächstjährigen Mai. Die Ausführung dieser Anordnung hat man bisher auf die lange Bank geschoben, um abermaligem Gerede auszuweichen. In einer Gemeinderathssitzung haben die Väter Jenbach's beschlossen, der Sache dadurch ein Ende zu machen, daß in aller Stille ein Gockel aus Holz ge=

schnitzt und den „Werkzeugen Christi" auf dem Baum beigefügt werde. Dann solle der Pfarrer um Zurücknahme des Aushebungsbefehles angegangen werden und ist hiezu eine Deputation abgeordnet mit dem Vorsteher an der Spitze, die Sonntag Nachmittag vor der Vesper im Widum vorsprechen soll; denn unter der Woche, an arbeitsreichen Werktagen, haben die Jenbacher keine Zeit.

Richtig versammelt sich die Deputation am nächsten Sonntag bald nach Tisch beim Ortsvorsteher, alle in besserem Gewande und einig darüber, daß der Vorsteher im Widum den Sprecher machen müsse. Der Kaminfeger, als Mitglied der Deputation, wäre zwar auch geneigt, die Sache Sr. Hochwürden gemeinverständlich zu unterbreiten, zumal der Schornsteiger erst kürzlich drüben im Zillerthal wegen der Maibaumgeschichte „angesungen" wurde und einen Spectakel deßwegen erlebte, er also aus eigener Anschauung weiß, wie böse sich die Malefizgeschichte ausgewachsen habe; aber es ist besser, wenn der Vorsteher spricht mit der Autorität seines Amtes.

Wie die Männer nun zum Widum pilgern, äußert einer die Frage, ob der Herr Pfarrer wohl schon gegessen haben werde? Stören dürfte die Deputation Se. Hochwürden nicht, sonst kriegt sie die Erlaubniß für dieses Jahr nimmer. Der Vorsteher aber ist der ausschlaggebenden Meinung, daß der Pfarrer jedenfalls schon zu Mittag gegessen habe, weil ja er, der Vorsteher fast schon wieder — hungrig ist und die Uhr auf die zweite Nachmittagsstunde zeigt und um 3 Uhr doch die Vesper beginnt.

So ganz sicher fühlt sich aber der Vorsteher, an der Widumsthüre angelangt, doch nicht; daher zieht er die Glocke sehr bescheiden, fast demüthig, um Hochwürden ja nicht zu vergrämen.

Es dauert lange, bis das Thor geöffnet wird; „'leicht kommen ma decht nöt ganz g'legen!" meint der Kaminfeger und der Vorsteher sagt, es scheine ihm auch so; aber da seien die Männer einmal, geläutet sei auch und zweifellos sei die Deputation auch schon gesehen worden. Also nur Muth, den Kopf wird der Pfarrer wohl nicht herunterreißen!

Die Thüre wird geöffnet und die Pfarrersköchin fragt höllisch schnippisch, was denn los sei, daß gleich ein ganzes Rudel Mannerleut am Sonntag daherkomme, wo Hochwürden noch beim Speisen sei!

Erschrocken stammelt der Vorsteher: stören möchten sie nicht, aber sie hätten längst gegessen und daher geglaubt —

„Na, i will's Hochwürden vermelden; was wollt's denn von Hochwürden miteinander? He? Wegen Larifari wird Hochwürden die Mehlspeis' nicht kalt werden lassen, sell mirkt's Enk!" Damit läßt die Köchin die Deputirten einfach stehen und eilt in die Küche, der appetittliche Düfte entströmen.

„Sacra, die G'schicht' wird dumm! Aber sacrisch guat riechen thut's im Widum!" murmelt Einer und der Tischler brummt etwas dergleichen, daß die „Geistlichen woltern nöt schlecht nöt leben", während der Handwerksmensch froh sein muß, wenn er an den höchsten Feiertagen einen Braten zu schmecken bekommt. Und ein Dritter ist

gar der lästerlichen Meinung, daß „man“ wohl zum Steuerzahlen da sei und andere Leute füttern müsse, selber aber nur Noth und Sorgen habe.

Dem Vorsteher wird arg unbehaglich und wie nun eine Thüre knarrt, wispert er seinen Leuten die Mahnung zu, das Maul zu halten!

Richtig tritt Se. Hochwürden der Herr Pfarrer heraus auf den Flur und sein Gesicht verkündet nichts Gutes. Ganz „giftig“ redet er die sich gehorsam verbeugende Deputation an: Jemanden mitten im Essen zu stören sei gleichbedeutend mit einer Alarmirung zu nachtschlafender Zeit und vom Ortsvorsteher habe er eine bessere Meinung gehabt. Derlei Rücksichtslosigkeiten müsse er sich entschieden ein für allemal verbieten. Was will man also?

„Halten zu Gnaden, hochwürdigster Herr Pfarrer! Wir haben halt schon lang g'essen und uns denkt, Hochwürden würden au schon firti sein mit der Atzung —“ stottert der Vorsteher.

„Das ischt mir schon das wahre, wenn Bauern „denken“! Auch vergesse Er nicht, daß der Pfarrer was anderes ischt, als ein Bauer. Was wollt Ihr, macht's kurz, meine Zeit ischt gemessen!“

„Ja, so schnell ischt die Sach' nöt g'sagt!“

„Dann kommt ein andermal!“

„Mit Verlaub! Hochwürden! Die G'schicht wird von Tag zu Tag z'widerer wegen dem Maibaam —“

„Was? Mit der Geschichte wollt Ihr mir wieder kommen! Ischt die Schand', Euere Schand' nicht groß genug?“

„Eben dös! Mir Jenbacher werden allerorts arg verspottet und dessentwegen soll der G'schicht' a End' g'macht werden!"

„Wie so?"

„Mir thaten Hochwürden reacht schön bitten um die Verlaubniß: den feihlenden Gockel möchten mer auf 'n Baam bringen und die Sach' in Ordnung stellen!"

„Nichts da! Was ich g'sagt hab', dabei bleibt's! Kommt 's nächst' Jahr wieder!"

„Nix für unguat, Hochwürden! So lang möchten mer nöt warten. Mir können ins ja ninderscht wo mehr sehen lassen vor lauter G'spött! Und drum waar's besser, mir than den Gockel 'nauf und halten a verspatetes Maifest. Aften werden die bösen Mäuler von selm wieder staadt!"

„Ihr habt Euch die Suppe eingebrockt, nun löffelt sie auch aus! Ich will nichts mehr davon wissen!"

„Mir thaten aber decht reacht schön bitten!"

„Nein!"

„Und wenn mer a eigeni heilige Meß' auf den Tag stiften thaten? Aftn kunnt's decht gehn!?"

„Wer will sel' zahlen?"

„I moanat die Gemeinde kunnt die fünf Gulden schon no derschwingen!"

„Hm! — Aber es geht decht nicht recht!"

„I bitt, Hochwürden, machen S' decht mögli!"

„Und eine stille Meß' ist zu wenig für eine wenn auch verspätete Maifeier, wo früher ein Hochamt abgehalten wurde."

„Aftn bitten ma um a Hochamt und g'schoßen werd aa wieder und wenn's zehn Gulden kost'!"

„Nun, ich will Euch nicht entgegen sein. Aber das sage ich Euch und das ischt mein unumstößlicher Wille: das Fahnlkraxeln unterbleibt und die Fahnlgulden werden beim Opfergang geopfert!"

„Aber's Fahnlkraxeln ischt decht 's schönst' an der ganzen G'schicht!"

„So? — Dann hat Alles zu unterbleiben!"

„Na, dann halt nöt!"

„Und der Opfergang?"

„Werd g'macht, Hochwürden! Alles wie S' wollen!"

„Gut, also ein Hochamt in der Früh mit Opfergang. An der weltlichen Feier hingegen betheiligt sich das Pfarramt nicht und das Fahnlkraxeln unterbleibt auf jeden Fall! Nun Adjes!"

Die Deputation macht ihre Kratzfüße und trollt von dannen.

Die Erlaubniß hat sie nun; aber billig ist die Ergänzung der Baumfeier nicht! Doch wird den Spöttern das Lästermaul gestopft und das ist immerhin einige Groschen werth. Die ganzen Unkosten aber verdankt man lediglich jenem Schmiedgesellen, der höchst überflüssigerweise den Mangel an den Werkzeugen Christi aufgedeckt hat. Wenn die Burschen diesen Senser einmal zwischen die Fäuste bekommen, werden sie ihm kaum die lauretanische Litaney vorbeten.

* * *

In der Sensenschmiede am Kasbach hat Girgl seinem Meister Mittheilung gemacht, daß die Holzkohlen auf die Neige gehen und der Köhler noch immer nicht zur Ergänzung des Vorrathes eingetroffen sei. Die Folge davon ist, daß Girgl den Auftrag erhält, den Säumigen zur raschen Kohlenlieferung zu veranlassen und daher in die Wildniß des Falzthurnthales*) hinaufzusteigen.

Der Meister mahnt Girgl erstens zur Eile, auf daß er auch bald wieder heimkomme, zumal ja doch ein Tag für den Hin- und Rückmarsch verloren gehe, und ganz besonders warnt er den Gesellen, sich von dem Köhler-hiesel Geister- und sonstige geheimnißvollen Geschichten erzählen zu lassen, denn der Köhler ist ein gar wunderlicher Mensch und steht im Geruche eines „weisen" Mannes, gegen den die Wunderdoctorin von Schwaz der reine — Waisenknabe wäre. Der Girgl horcht nicht wenig auf: die Bekanntschaft mit einem solchen Menschen kann ihm nur gelegen kommen, denn mit der Schwazer Frau sind seine Erfahrungen ohnehin nicht die besten. Girgl schiebt daher tapfer den Katzensteig aufwärts, umgeht sorgsam den Seespitzhof, auf dem er ja ohnehin nichts mehr zu suchen hat seit jener verhängnißvoller Nacht und trottet fürbaß das Sträßlein, das sich westwärts um den Achensee

*) Dr. Steub leitet den Namen dieses Thales vom romanischen val de sturno ab und deutet Falzthurn als Staarenthal.

gegen die Pertisau*) zieht, um dann schleunigst in die Waldwildniß des Falzthurnthales einzubiegen.

Die Alm hat Girgl bereits hinter sich, schon nähert er sich dem wuchtigen, im unteren Theil dicht bestandenen Thalschluß; doch ist von einer Köhlerhütte nichts zu sehen. Girgl wird doch nicht falsch gehört haben und in ein unrichtiges Thal gewandert sein? Ein aufdringlicher, scharfer Brandgeruch jedoch, der sich nun wahrnehmbar macht und eigentümlich gegen den Harzduft der Wälder contrastirt, gibt dem Senser sofort die Gewißheit, daß er einem Kohlenmeiler nicht mehr fern sein kann. Noch eine kurze Wanderung und Girgl sieht auch schon den aufquirlenden Rauch des kohlenden Meilers und die in der Nähe stehende Kohlhütte. Ein wunderlicher Kauz fürwahr dieser Köhlerhiesel, schier zum fürchten nach seiner äußeren Erscheinung; der ganze Mensch verwahrlost, verrußt, daß selbst sein mächtig herabwallender weißer Bart schwärzlich gefärbt aussieht. „Ujegerl, der ischt ja no' schwirzer wie-r-i!" denkt sich Girgl beim Anblick des Köhlers, der den Senser barsch nach seinem Begehr fragt und ein unverkennbares Mißtrauen zeigt.

„Nu, nu, friß mi nur nöt glei!" spottet Girgl. „Was i will, ischt glei g'sagt! Der Moaschter braucht Kohlen woltern gach und Du sollst liefern, spatestens am Pfinztag, wenn nöt ehnder!"

*) Während eine Version Pertisau mit der Berchta der Sage in Verbindung bringt, gestattet sich Dr. Sepp die Vermuthung, daß das Thal seinen Namen von den Rebhühnern (perdix) (?) habe, wie das Plumserjoch von den Wildtauben.

„Koa' Drandenken am Pfinztag; sell ischt der Tag von „Urban's Plag"*) und die Straß' ischt martervoll gnua bis außi und abi zum Kasbach; der Schmied werd' wohl warten müassen, bis besserni Täg' kemmen!"

Dem Girgl ist daran gelegen, den geheimnißvollen Köhler sich günstig zu stimmen, weßwegen er bereitwillig auf seine Ansicht eingeht und weiteres Drängeln nach der Kohlenlieferung unterläßt. Der Alte will Girgl schon einen Schluck Enzian reichen, um den der Bursch bittet, aber der Köhler zögert, den Senser in seine Hütte zu lassen. Ob der Schmied an die „Selbstweihe" glaube? fragt er den Girgl.

„Was ischt dös?"

„Wenn i mei' Atzung selm weich' (weihe), fallen allemal, aa aus blauem Himmel, drei Tropfen auf Speis' und Trank! Glaabst dös?"

„I glaab's!"

„Aftn kimmst eini!"

Schon will Girgl die Schwelle der Köhlerhütte überschreiten, da ruft der Köhler: Girgl solle rücklings eintreten, weil ein Trudenkreuz an der Thüre angebracht sei, das den Weg verlege. Immer erstaunter wird Girgl über solche Seltsamkeiten, zumal der Köhler den Gast des Weiteren belehrt, wie der Einsiedler in der Waldwildniß

*) Der 25. Mai ist im Cultkalendarium (siehe Dr. Höfler) dem Heiligen Urban geweiht, welcher zu den sog. Marterheiligen gehört, welche martern und plagen. „Urban's Plag" ist auch gleichbedeutend mit Gicht und Podagra und hitziges Fieber. Von ihr erzählt schon Hans Sachs.

sich durch einen Strauß besonderer Bergblumen gegen die Lawinengefahr schütze, die bösen Geister abhalte und sich die Buchstaben C M B (Caspar, Melchior, Balthasar), die dem Teufel den Eingang verwehren, selber benedicire.

„Ja, Du bischt ja decht woltern a Zauberer?“ fragt Girgl und bringt nun dem Waldweisen sein eigenes Anliegen vor von wegen der Krankheit von Burgl's Bruder und des Mittels der Schwazer Frau.

Der Köhler sinnirt lange über diesen „Fall“ und spricht dann die Vermuthung aus, daß Girgl vielleicht doch auf dem Heimweg von Schwaz in der „Au unter Tratzberg“ auf eine Irrwurzel*) getreten sei, wenn auch nicht bloßfüßig, und daß deßwegen die Sache fehl ging. Auch sei das Mittel der Schwazer Frau zu wenig wirksam in der Kraft; Girgl müsse schon mit den Schwalben selbst einen Versuch machen. Und geheimnißvoll wispert der Alte dem Besucher in's Ohr, wie er den neuen Versuch vollführen soll.

Gedankenvoll trat am Abend der Senser den Heimweg an zur Schmiede am Kasbach; Girgl hat so viel des Seltsamen und Wunderbaren gehört, daß ihm schier wirr im Kopfe wurde. Auslassen darf er in dieser Angelegenheit nicht mehr, nachdem er einmal angefangen hat und abschrecken soll er sich auf keinen Fall lassen. Der Alte ist fest über=

---

*) Entgegen dem Irrkraut in der deutschen Sage kennt das Tiroler Volk ohne bestimmte Pflanzenbezeichnung im allgemeinen eine Irrwurzel, die den Menschen, der mit nackten Füßen auf sie tritt, „verblendet“, irrführt und besonders zur Nachtzeit gefährlich wird.

zeugt, daß das Schwalbenmittel Hilfe bringt; Girgl müsse nur fest bleiben, wenn auch Widerwärtigkeiten und Gefahr drohen; das sei bei allen Zaubermitteln so und nur der Zaghafte unterliege.

* * *

Die Jenbacher haben es nun doch durchgesetzt, daß die Maifeier, wenn auch verspätet, stattfindet. Statt am ersten Tag des Herrn im Mai prangt ihr Baum nun am letzten Sonntag; wieder klingen die Glocken festlich über Flur und Feld, die Böller krachen; der Dechant hält, wie mit der Deputation vereinbart, ein feierliches Hochamt unter Assistenz seiner Hilfsgeistlichen, sodaß die Bauern stolz sagen, sie hätten ein „dreispänniges" Hochamt. Der Hahn thront jetzt auf dem Maibaum und die Werkzeuge Christi sind nun vollzählig, die Baumzier ist ohne Tadel! Die Scharte ist glücklich ausgewetzt; nun werden die Spötter wohl schweigen und die Jenbacher Ruhe bekommen. Der Zuzug zur späteren Maifeier ist allerdings nicht der gleich große wie am ersten Sonntag, aber es gibt noch immer genug Leute auf dem Dorfplatze und die Feier verspricht auch eine weltliche Belustigung, weil der Dechant doch noch sich erbitten ließ und auch das Fahnlkraxeln gestattet hat.

Wieder ist Jung und Alt auf der Wiese versammelt; die Dorfmusik schmettert fröhliche Weisen, die Buben mühen sich ab, den Stamm zu erklimmen. Eitel Fröhlichkeit herrscht um den tadellosen Baum, an dem nur die Fähnchen etwas verblaßt und verwaschen aussehen, weil Wind und Regen die Farben beeinflußten.

Daß zwischen die Böllersalven, welche donnerndes Echo drüben in den Hängen des Kellerjoches erweckten, auch Büchsenschüsse krachten, fiel nicht besonders auf; es wird wohl Einer zur Erhöhung der Festfreude seinen Stutzen abgefeuert haben. Aber mit einem Male ergreift die Menge eine starke Bewegung: Passanten, die von Kasbach herabkamen, haben die Kunde mitgebracht, die nun mit Blitzesschnelle sich von Mund zu Mund weiter verbreitet: ein Bursch schieße auf dem Gelände bei Burgeck unterhalb der Kasbacher Sensenschmieden auf — Schwalben! Helle Entrüstung erfaßt die Dörfler, denen solche That als furchtbarer Frevel erscheint! Die Burschen rotten sich zusammen; sie besprechen erregt solche herzlose Böswilligkeit, die dem Dorfe Verderben bringen muß und wie auf Commando verlassen sie eiligen Laufes den Festplatz und springen bergauf, um den Frevler einzufangen und Rache zu nehmen.

Wieder ein Schuß! Und bei Gott: der Senser Girgl hat eine Schwalbe heruntergeholt! Der Kerl muß mit dem Teufel im Bunde stehen ob seiner Treffsicherheit, eine Schwalbe im Fluge zu schießen! Der Höllenschuft ist es, der den Maibaum verschimpfirte, dem Dorfe Schande und Spott anthat und nun auch noch Schwalben tödtet! Schreie der Wuth werden laut, Drohrufe ertönen, eine Menschenjagd beginnt. Girgl hat die ihm drohende Gefahr erkannt und geht nun flüchtig quer über das Gehänge der Höhe zu. Wehe, wenn die Burschen ihn erwischen! Girgl rennt um sein Leben: er wirft die abgeschossene Büchse weg, die ihn im Laufe hemmt; ein rasend Flüchten ist's,

keuchend sucht der Verfolgte den schützenden Wald zu erreichen, der allein noch die Möglichkeit eines Entrinnens bietet. Immer näher kommen die Burschen, die in Schwärmen die Verfolgung aufgenommen haben; die Leichtfüßigsten haben dem Gehetzten die Flucht in den schützenden Wald abgeschnitten, wüthende Rufe erfüllen die Luft, unten tobt die Menge; da erreicht der Erste den Verfolgten: ein verzweifeltes Ringen, ein Zweiter saust heran, ein Dritter schlägt auf Girgl ein, der Gehetzte fällt und wie die Wölfe auf ein gefallenes Pferd stürzen sich die Anderen auf das Opfer — —.

Gelyncht! Blutig geschlagen, ohnmächtig liegt der Senser am Waldessaum. Die Dörfler haben den Frevel furchtbar gerächt! Mit Blut endete das Maifest.

Im Pfarrhof wußte man gar bald von dem Ereigniß und nun war es der Pfarrer, der energisch einschritt und dem Vorsteher befahl, für den Halbtodtgeschlagenen zu sorgen, auf daß derselbe heimgeschafft und ihm ärztliche Hilfe zu Theil werde. Hat der Senser auch gefrevelt nach dem Glauben des Volkes, so sei die Vergeltung Sache Gottes und der Gerichte; zum Todtschlagen fehle den Burschen das Recht!

Der Pfarrer hat Recht und der Girgl die Prügel und die Jenbacher haben die befriedigte Rache.

— — — — — — — — — — — — — —

Wochen sind vergangen. Aerztliche Kunst und die Jugendkraft haben den Senser auf die Beine gebracht; nun kann Girgl tagsüber auf der Bank vor dem Kranken-

hause sitzen und sich sonnen. Ob er aber so bald wieder die schwere Schmiedearbeit wird aufnehmen können? Der Arzt fordert Schonung und Ruhe! Du lieber Himmel! Wenn der Senser aus dem Krankenhause entlassen wird, ist er brodlos. Zum Arbeiten zu schwach und ohne Mittel, wovon soll er leben? Von der Mildthätigkeit der Jenbacher? Die jagen ihn erbittert davon, das kann er sich selber sagen und braucht den Versuch nicht erst zu machen. Und anderswo betteln? Lieber sterben! Oder soll er hinauf zum alten Köhler, der ihm mit seinem Rath diese böse Geschichte auf den Hals geladen hat? Oh, hätte er doch überhaupt nichts mit den Schwalben angefangen! Mütterchen selig hat doch Recht gehabt mit der Mahnung: schone der Schwalben! Nun rächen sie sich und verderben ihn, den Frevler!

Heute ist der Tag, an dem Girgl geheilt und wiedergenesen aus dem Spital soll entlassen werden. Das Mittagessen erhält er noch in der Anstalt, dann kann er gehen. Wohin? Dem Hausvater ist es gleichgiltig; Girgl's Bett wird frisch überzogen und für den nächstkommenden Kranken bereit gehalten. Eben löffelt Girgl seine Suppe aus, da fragt ein Gendarm nach ihm in voller Wehr.

Ein Gendarm im Krankenhause! Und sein Begehr? Er muß auftragsgemäß den Senser Girgl, der nach amtlichem Rapport genesen ist, verhaften und in's Bezirksgericht in Schwaz einliefern.

Vom Spital in's Gefängniß! Der Bursch hätte Glück, nun ist er abermals versorgt, meint der Hausvater spottend.

Gehorsam fügt sich Girgl den Weisungen des Gendarmen und deßhalb wird er nicht gefesselt. Und auf sein inständiges Bitten hin willigt der Gendarm auch ein, ihn auf dem Gangsteig über Tratzberg auf der Höhe nach Schwaz zu escortiren, so daß dem Verhafteten der Martergang durch das Dorf erspart bleibt.

Warum Girgl verhaftet ist, sagt der Gendarm nicht; der Richter wird es dem Senser schon sagen. Und so wird Girgl Abends in's Gerichtsgefängniß eingeliefert, wo er eine düstere Zelle angewiesen erhält und nachdenken kann über die Wendung des Geschickes seit wenigen Wochen. Aus Gutmüthigkeit und Liebe sitzt er jetzt gefangen; Gutes wollte er schaffen, Gutes anderen Menschen thun und Uebles mußte er an sich selbst erfahren.

Vor den Richter gestellt, erfährt Girgl denn, weßwegen seine Verhaftung angeordnet ist: er ist angeklagt des öffentlichen Unfuges und der Erregung eines öffentlichen Aergernisses!

Warum?

Weil er Schwalben schoß, einen Frevel beging. Weßhalb er dieß gethan? will der Richter wissen, aber Girgl schweigt.

Lange bemüht sich der Richter, den Senser zum Reden zu bringen, er hält ihm seine That eindringlich vor, wie schändlich es sei, die unschuldigen, nützlichen Thierchen herzlos und böswillig zu tödten und den Leuten dadurch Aergerniß zu geben. Gewiß werden die Mißhandler auch in Strafe genommen werden, denn sie hatten keine Befugniß, den Girgl schier todt zu schlagen. Aber Ursache

zu dieser Lynchjustiz habe doch Girgl selbst gegeben und er müsse sich vor Gericht für seine Frevelthat verantworten. Und besser sei es immer, rückhaltlos die Wahrheit zu sagen vor Gericht, als verstockt zu bleiben und die Verhandlung zu erschweren.

Was den Girgl zu der That veranlaßte?

Hilfe wollte er bringen durch den Schwalbenstein!

„Durch was?" fragt der Richter.

„Mit 'm Schwalbenstein!" stottert Girgl.

„Was ist das?"

Und allmählig bringt Girgl vor, wie ihm der Köhlerhiesel in Falzthurn das „stärkere Mittel" empfohlen habe, nachdem der Versuch mit dem Schwalbennest mißglückte. Der Girgl wollte Burgl's Bruder Hilfe bringen durch den Schwalbenstein, indem er eine Schwalbe tödtete, um sie im ersten Abnehmen des Mondes aufzuschneiden und ihr die Steine zu entnehmen. Einer von diesen Steinen wäre freilich wirkungslos und müsse es errathen werden, welcher von beiden im Leib der Schwalbe befindlichen Steinen der heilkräftige sei.*)

„Und was geschieht mit dem heilkräftigen Schwalbenstein?"

„Derselbe muß in Hirschleder gebunden und als Amulet am Halse getragen werden, bis die Krankheit verschwindet.

„Und wenn sie nicht schwindet!"

---

*) Nach einer anderen Version im Tiroler Volksglauben lassen die Schwalben nach siebenmaliger Brutperiode den Schwalbenstein im Nest zurück.

„Der Schwalbenstein hilft, wenn es der richtige ist, sicher und der Köhler hat's g'sagt!"

„Und wenn aber doch nicht?"

Dann müsse der Stein von jungen Schwalben, die im Nest mit den Köpfchen zusammenschauen, nicht über's Nest hinausgucken, genommen werden.

„Und wenn auch das nicht hilft?"

„Dann muß der Kranke von neun Schwalben, die zu drei und drei Stück getödtet werden, das Blut derselben trinken!"

„Das ist ja ein fürchterlicher Aberglaube!"

Girgl schweigt, er weiß ja nicht, was Aberglaube ist und außerdem glaubt er fest an die Kraft des Schwalbenmittels. Davon bringt ihn der Richter nicht ab, so viel der Beamte auch über Thierquälerei und Aergerniß wettert.

Ein paar Tage Haft erhielt Girgl zugemessen, dann wurde er freigelassen.

Wohin jetzt! Was er bisher unternommen, ist fehl gegangen, für seinen guten Willen ist er gerichtlich bestraft, von den empörten Jenbachern körperlich gezüchtigt worden und ob ihn sein Meister wieder in Arbeit nehmen wird, nachdem Girgl wochenlang von der Sensenschmiede fern war, ist sehr fraglich. Versuchen muß es Girgl, wieder nach Arbeit zu fragen, wenn er nicht verhungern will. Freilich gehören zu Hammer und Amboß kräftigere Leute als ein entlassener Spitaler.

Gottlob, daß der Meister besser von seinem Gesellen denkt, als die Dörfler, die mit Fingern auf den — Zuchthäusler deuten. Der Meister hält den Girgl nicht

für schlecht, blos für sacrisch dumm, weil der Bursche solche Sachen glaubt und Geschichten macht, die nichts nützen und die Dörfler aus der Ruhe bringen. Doch zur Schmiedearbeit kann der Meister den „Spitaler" nicht brauchen, auch ist ein Ersatz für Girgl längst eingestellt. Weil aber die Zeit der Heumahd heranrückt, kann Girgl an dieser Arbeit theilnehmen gegen geringen Lohn und Kost und auf dem Heuboden kann er zunächst schlafen.

Wer war froher als Girgl!

Aber die Heuarbeit ist doch anders als das Schaffen an der gluthströmenden Eße. Girgl ist des Abends nach vollbrachtem Tagewerk von der ungewohnten Arbeit und dem Aufenthalt in der reschen Bergluft todtmüde, sodaß er sich meist sofort nach Feierabend in's Heu legt.

Dann kam die Zeit, wo Girgl wieder kräftig genug war, um in der Schmiede arbeiten zu können; auch ist ein Geselle zur Waffenübung eingezogen worden, der Meister braucht daher Girgl's Arme wieder an Eße und Ambos. Der Senser bezieht wieder sein rußiges Stübchen und allabendlich schwebt ihm Burgl's liebliche Gestalt im Traume vor und eine glückliche Zeit zieht herauf: Verspruch und Hochzeit auf dem Seespitzhof. Um so grausamer dann das Erwachen im grauenden Morgen und wenn Girgl dann am Eisenhammer steht, ist's ihm, wie wenn der drohende Hammer polterte: Nein, nein, nein! Und die aufsprühenden Glühfunken zischen um ihn her als wollten sie sagen: daß der Schmied zum Ambos und nicht in ein Bauernhaus gehöre. Da läßt Girgl wohl oft betrübt den Kopf hängen und in der Brust ist ihm

so weh. Wie es wohl auf dem Seespitzhofe gehen wird?

Lange hat ja Girgl nichts mehr gehört, nachfragen kann er nicht; ist er doch fortgewiesen worden in jener Nacht einem Diebe gleich und selbst Burgl hat ihn geschmäht und sich losgesagt von ihm.

Sie wird seiner wohl nicht gedenken, während bei Tag seine Gedanken bei ihr weilen und er bei Nacht von dem lieblichen Mädchen träumt.

Ein schweres Gewitter ist Nachts vom Stanserjoch gegen den Achensee gezogen, durch dessen Getöse die Glocken von Eben wimmern. Wird wohl Wetterläuten sein? Girgl ist wach geworden und horcht hinaus in die Nacht. Ist's nicht, wie wenn der Himmel in Flammen stünde? Oder ist's Flammenroth? Brennt es oben am See irgendwo? Heiliger Gott! Der Richtung nach müßte der Brand dem Seespitz zu lodern! Da jagt auch schon ein Reiter in rasendem Galopp die Bergspitze herab und alarmirt die Sensenschmieden, Sägen und Mühlen: „Feuer! Der Seespitzhof brennt.“

Nothdürftig gekleidet stürmt Girgl hinaus in die sturmdurchtoste Nacht, hinan die Steigung durch den ächzenden Wald, quer durch dem Katzensteig zu, keuchend, schweißtriefend in rasendem Laufe bis zur Plateauhöhe. Hah! Dort steht ein Hof in lodernden Flammen: der Seespitzhof! Ein schauriges Bild!

Das Hofgebäude brennt lichterloh und aus den Scheunen fliegt das brennende Heu in leuchtenden Garben zum nächtlichen Himmel, die der Sturmwind in Millionen

glühenden Funken von dannen trägt, bis sie zischend in den schwarzen Seespiegel sinken. Schaurig wimmern die Glocken von Eben und rufen Hilfe herbei. Die Bauern kommen mit Jauchebottichen und Kübeln angefahren, sie suchen die Gespärrbalken und Dippelbäume aus den Dächern zu reißen, um dem Feuer die Nahrung zu entziehen. Knechte treiben das Vieh aus den Ställen, das blökend vor Angst in's Freie stürmt; Mägde suchen an Bettzeug auszutragen, was noch möglich ist, denn schon neigt sich das rothglühende Gebälke des Dachstuhles zum Einsturz.

Girgl ist in rasenden Fluchten herangestürmt, im Laufe sucht er mit den Augen zu ermessen, wo die Hilfe am meisten noth thut, denn schon züngeln die Flammen zu den Fenstern, es brennen auch schon die Stuben! Kaum vor dem Gehöft angelangt, erblickt Burgl den Burschen und ruft ihm zu in ihrer Herzensangst, gellend und schrill:

„Rett' den Bruder!“

„Wo ischt er?“

„Im oberen Gaden!“

Ein Schrei des Entsetzens! Tollkühn stürmt Girgl in's lichterloh brennende Haus, die glühende Treppe empor. —

Der Mensch ist verloren, er rennt in den Tod und verbrennt sammt dem Kranken, den man in der Verwirrung vergessen hat! Burgl betet ein Stoßgebet in höchster Angst, ihre weit aus den Höhlen getretenen Augen sind starr auf die Hausthüre gerichtet: Wird das kühne Rettungswerk gelingen?

Ein vielstimmiger Schrei des Entsetzens tönt durch die schaurige, vom Flammengeknister und Geprassel erfüllte Nacht: der Dachstuhl stürzt ein und wird die Stubendecke einschlagen! Schreckerfüllt springen die Leute zurück, ein Funkenmeer stiebt zum Himmel auf, ein furchtbares Krachen und im selben Augenblick springt Girgl aus dem Hause, einen Körper nach sich ziehend. Gellende Rufe treiben zur Eile, ein paar Schritte noch: prasselnd stürzt das Haus in sich zusammen, durchgebrannt von oben bis unten!

Gerettet! Aber versengt der Girgl und verbrannt der Kranke, kahl sein Kopf, große Brandmale am Körper, geröstet Finger und Zehen — ein Bild des Jammers. Man legt den wimmernden Kranken auf den Rasen, schiebt ihm ein Kissen unter den Kopf und deckt ihn mit Tüchern zu. Mehr kann im Augenblick der Feuernot nicht für ihn geschehen. Girgl fühlt arge Schmerzen, doch suchen seine Augen noch immer Gelegenheit, helfend einzugreifen; da tritt Burgl an ihn heran, sie will ihm danken aus tiefstem Herzensgrund.

„Koan' Dank, Burgl! Es ischt gern g'schehen, aber i fürcht', es war z'spat, der Bub ischt z'lang im Feuer g'wesen! Da werd' woltern koa Hilf' mehr nix nutzen!"

Wehmüthig hat der Bauer das vernichtete Heim betrachtet. Wie der Brand entstand? Niemand weiß es! Und wie der Bauer den Blick umher schweifen läßt, sieht er auch den Girgl, dem das Rettungswerk das Haupthaar kostete und Brandwunden schlug; der Bauer zuckt zusammen: dort steht der Urheber seines Unglückes!

Diesem Menschen verdankt er, daß der Hof in Schutt liegt und der Bauer obdachlos ist. Der Frevel am Schwalbennest ist gleichbedeutend mit Brandstiftung; der Bauer hat diese Schreckensstunde geahnt und im Geiste kommen sehen! Die Schwalben haben sich gerächt am Hause. „Fluch dem Frevler!" schreit der Bauer und weist ihn fort.

„Vater, halt ein! Fluch ihm nicht! Er hat ja den Buben gerettet mit eigener Gefahr!" ruft Burgl.

„Fort aus meinen Augen! Er ischt an allem Unglück schuld! Fort! Oder i wirf den Schuft selm in's Feuer!"

„Vater!"

„Fort mit dem Brandstifter und Frevler!" Erstaunt horchen die Bauern und Eh'halten auf diese Worte und schon wollen sie glauben, es thatsächlich mit einem Brandstifter zu thun zu haben. Da warnt Burgl von jeder Gewaltthat: der Girgl wär' kein Brandstifter, wohl aber der Retter ihres Bruders aus Todesnoth und was der Vater sage, sei irre geredet aus Schrecken und Angst.

Einen Dankesblick richtet Girgl auf Burgl und geht von der Unglücksstätte. „Fluch ihm!" tönt es ihm nach. Burgl will den Vater beruhigen, aber der Bauer wüthet fort: so lange die Schwalben fehlen werden in seinem verwehmten Hause, sei der Lump verflucht, zweimal verflucht!

IV.

Armer Girgl! Was er anfaßt, endet übel! Sein Mütterchen selig hat doch Recht gehabt mit dem Schwalbenspruch: „Für's Haus ist's nicht gut und den Frevler wird Unglück treffen!“ Das Unglück ist in reichem Maße da; den Bauern hat's getroffen und bittere Erfahrungen hat er selber reichlich gemacht. Was soll er beginnen, um des Fluches los zu werden! Ein Fluch lastet auf ihm, doppelt: die Schwalben rächen den verübten Frevel und verflucht ist er von Burgl's Vater, dessen Besitz in Schutt und Asche liegt!

Und ein neues Unglück kommt hinzu: Girgl's Heldenthat, aus Flammennoth den Knaben gerettet zu haben, ist vergeblich gewesen; der Kranke erlag den Brandwunden und wurde im kleinen Friedhof zu Eben begraben. Auch dieses Opfer wurde vergebens gebracht, die Schwalbenmittel haben ihre Wirkung versagt, vergeblich war Alles: der Gang nach Schwaz, der Rath des wunderlichen Köhlers im Falzthurnthal; die Schwalben wollen nicht helfen! Und nun der Kranke, um dessen Heilung willen Girgl den Frevel verübte, in kühler Erde zu ewigem Schlummer gebettet ist, erscheint alles weitere überflüssig. Aber Girgl muß nun sehen, die beleidigten Schwalben zu versöhnen und den Fluch von sich wegzubringen, wenn er nicht unglücklich bleiben will. Aber so sehr er auch sein Gehirn zermartert, er findet keinen rettenden Ausweg. Ganz trübsinnig geht er seiner täglichen Arbeit nach,

mechanisch verrichtet er dieselbe und wie geistersabwesend glotzt er oft lange Zeit in's Gebläse seiner Eße, daß die Kameraden in der Schmiede anfangen zu glauben, der Girgl werde allgemach „teppet" (cretinös). Schade um den feschen Burschen! Und ganz sauber kann er im Kopf nicht sein, denn so lang der Inn an Jenbach vorüberfließt, ist es noch keinem Menschen eingefallen, auf Schwalben zu schießen! Und Stroh hat der Girgl sicher auch nicht im Schädel, sonst hätte er nicht den Fehl in der Maibaumfeier so schnell und sicher gefunden, wodurch den Jenbachern eine böse Suppe eingebrockt wurde. Dummköpfe entdecken bekanntlich nichts. Bleibt nur noch ein hochgradiges Verliebtsein und davon wissen die Schmiedgesellen herunten am Kasbach nicht viel; Girgl hat eigentlich gar kein „Verhältniß" im Sinne der Burschenschaft in den Bergen. Bleibt nur noch der Schnaps! Aber solcher Vermuthung steht die Behauptung des Meisters entgegen, daß gerade der Girgl der nüchternste Arbeiter in der Gewerkschaft ist. Freilich hat der Senser seine Eigenheiten und die Kameradschaft hat es ihm schon oft verübelt, daß er z. B. immer sein rußiges Stübchen allein bewohnen und keinen Schlafgenossen dulden wollte. Damals hieß es, der Girgl wär' ein „fader Kerl", aber man ließ ihn allein mit seinen Marotten. Daß der fesche Bursch aber schließlich teppet wird, das hätte doch Niemand geglaubt.

Ein Lichtstrahl in das den Gesellen unlösbar erscheinende Räthsel kam durch einen Gehilfen, der an einem freien Sonntag sein Viertele Röthel in Eben, statt in Jenbach trank und bei dieser Gelegenheit im Wirthshaus die

Schwalbengeschichte insofern hörte, als die Seebauern den letzten Brand, die Heldenthat eines Sensers Namens Girgl und den Fluch des Abbrandlers besprachen im Zusammenhang mit der Thatsache, daß eben jener Girgl dem Bauern ein Schwalbennest vom Hause stahl und dadurch der rothe Hahn auf's Dach kommen mußte.

So eine Neuigkeit! Und die Hauptperson, der Girgl hat keinen Schnaufizer über die ganze Geschichte laut werden lassen. So ein Verdruckter! Nun aber muß er beichten und die Geschichten von A bis Z erzählen, einmal zur Befriedigung der wachgerufenen, nicht geringen Neugierde, dann aber in der Hoffnung, dem Burschen, dem die Sache sichtlich zu Herzen geht, den Kopf wieder zurecht setzen zu können. Er hätte nichts zu beichten und auch nichts zu sagen, erklärte der Girgl; was er erlebte und noch erleben werde, wolle er allein mit sich und Gott ausmachen und ruhig, doch ohne jedwede Einmischung werde er sein Schicksal tragen.

Jetzt so was! Plappert der Kerl wie ein Buch und macht einen Kopf dazu wie ein „Tepp"! Die Gesellen ließen an jenem Sonntag Abend den Girgl wohl in Ruh und saßen rauchend vor dem Gewerkhause an der Bergstraße, neben welcher der wilde Kasbach zur Tiefe donnert. Einer davon aber, der im Geheimen selber über geheimnißvolle Dinge nicht so leicht hinweg geht, schlich sich hinauf zu Girgl's Kämmerlein, klopfte und trat mit der Versicherung ein, daß ihn nicht Neugierde, sondern Mitgefühl zu diesem Besuche veranlaßte.

„Wie so das?" fragte Girgl.

„I woaß hiazt Dei' G'schicht mit die Schwalben, i kenn' den Frevel und die Rache und weil i Dir guat bin und selm an Wunder glaab, so möcht' i Dir rathen: mach' Frieden mit die Schwalben, Girgl, eh' 's Unglück größer wird!"

Girgl seufzt und sagt dann: „Sell möcht' i ja aa gern, aber wia machen?"

„Bring a Opfer, das beschwichtigt!"

„Gern, aber was für oans?"

Die Stimme des abergläubischen Burschen sank zum Flüstern herab und Girgl, der Anfangs den Gedanken lebhaft aufgegriffen, ließ den Kopf wieder hängen, wohl aus Zweifel, ob er durch ein Opfer die Schwalbenrache werde beschwichtigen, den bösen Zauber bannen können werde. Zwei Mittel wüßte der Schmiedgeselle für Girgl, aber eines davon könne nur angewendet werden, wenn just zufällig Jemand gestorben sei, auf daß man Leichennudel*) präpariren könnte. Nun ist aber seit Burgl's Bruder seit Wochen Niemand gestorben zum Leidwesen des Meßners von Eben, der sich zur Verbesserung seines Einkommens in eine weniger gesunde Gegend versetzt wünscht. Der Girgl schaudert, doch er glaubt an das Dämonendämpfungsmittel, ist aber selber froh, daß die

---

*) Ein Bannmittel für Dämonen, Geister und sonstig drohendes Unheil sind u. A. die sog. Leichennudel, i. e. Küchlein (Nudel) die auf einem frischen weißen Leintuch, unter welchem eine Leiche liegt, zur Gährung aufgebreitet werden!

Leichennudel nicht zur Anwendung gebracht werden können. Und das zweite Mittel?

Das raunt der Geselle dem Girgl in's Ohr und beide flüstern dann eifrig zusammen.

* * *

Ein lichter wolkenloser Herbsttag ist angebrochen und goldig leuchtet die Sonne aus dem Zillerthal auf die stahlblaue Fluth des herrlichen Achensees. Hell glänzt der schlanke Thurm von Eben in's Gelände, dessen Glocken die Gläubigen zur Frühmesse rufen. Doch was ist das? Das Geläute verändert sich, ein Aechzen fast und schrill schlägt der Schwengel unregelmäßig an den Glockenmantel. Der Meßner muß plötzlich den Glockenstrang ausgelassen haben, daher das Tongewirr und allmählige Verstummen der Glocken.

Und in der That ist der Strang den Küsterhänden aus Schreck entfahren, als die Ministrantenbuben dem Meßner meldeten, daß im Beinhaus eingebrochen worden sei und ein Todtenschädel fehle. Eiligen Laufes stürzt der Küster über den Ebener Friedhof zum Beinhaus, wo Fundknochen und Schädel aufbewahrt werden als memento mori. Die Gitterthüre ist gewaltsam gesprengt und von den Schädeln, die auf dem Altärchen aufgestellt sind, fehlt ein Todtenkopf, geraubt und gestohlen! Ein unerhörter Friedhoffrevel!

Wie der sonst so sanftmüthige Curat von Eben über

solche Schändung wettert! Gottes furchtbare Strafe droht er dem Frevler an, der sich an Todten vergriffen; den Fluch der Kirche schleudert er in flammenden Worten auf den unbekannten Kirchenschänder.

Wer solche Unthat verübte? Wie Flugfeuer verbreitet sich die Kunde um den See; erbittert laufen die Leute aus den Gehöften zur Kirche, um sich zu überzeugen von dem Friedhoffrevel. Die armen Todten sind ihrer Ruhe beraubt!

Kaum vermag der Curat die Messe zu lesen; seine Stimme bebt während des Gottesdienstes, die Erregung ist zu groß und auch die wenigen Kirchenbesucher finden nicht die nöthige Andachtsruhe. Sofort nach der Messe schickt der Curat nach Jenbach um die Gendarmen, die nach dem Frevler fahnden sollen. Dann werden die nächsten Nachbarn befragt, ob sie nichts verdächtiges wahrgenommen haben. Niemand sah etwas, der Raub muß in tiefer Nacht stattgefunden haben. Ob man Nachtwachen zum Schutze des Beinhauses anordnen soll? Der Curat verneint des Meßner's diesbezügliche Anfrage, denn eine Wiederholung des Diebstahls werde kaum erfolgen. Wollte der Dieb mehr entwenden, so hätte er sich wohl nicht mit einem Todtenschädel begnügt. Wozu der Raub wohl erfolgte? An Geldwerth ist nichts entwendet; wer kann Interesse haben, einen grinsenden Schädel zu stehlen?

Dem Curator zuckt ein Gedanke durch den Kopf; vielleicht war es ein Wilddieb, der mit dem Todtenschädel Sympathie treiben will? Sagt doch ein alter Wildschützen=glaube, daß aus Blei, das durch die Augenlöcher eines

Todtenschädels*) gegossen wird, sichertreffende Kugeln erzeugt werden. Das wäre möglich und der Curat läßt alle der Wilderei verdächtige Mannspersonen gewissermaßen Revue passiren. Wem aber ist die Unthat zuzutrauen?

Gegen Mittag kommt ein Gendarm in den Widum und wird vom Curaten über den unerklärlichen Fall informirt. Der Wächter der öffentlichen Ordnung macht ein bedenkliches Gesicht; wo in aller Welt soll er den Schädel und den Thäter suchen? Wohl kann er herumfragen, aber ob mit Erfolg, das ist eine andere Frage, zumal gar keine Anhaltspunkte gegeben werden können. Ein eigentlicher Diebstahl liegt nicht vor, die That ist ein Frevel, der allerdings vom Gerichte mit Strafe belegt werden wird, wenn man — den Thäter hat. Diensttreu tritt der Gendarm seinen Gang an, doch zweifelt er selbst an jedwedem Resultat.

Sowohl im Widum als auch in der Meßnerwohnung horcht man aufmerksam am Abend bis in die späte Nacht auf jedes verdächtige Geräusch am nahen Friedhof. Einmal glaubte der Küster etwas wahrzunehmen und mit einem Knüttel bewaffnet eilte er an das Beinhaus; doch verursachte nur das vom Wind bewegte Gitter des Beinhauses ein kreischendes Geräusch, weil das Schloß noch nicht reparirt ist. Um Mitternacht aber lag Alles hüben wie drüben im Schlafe.

---

*) Besondere Treffsicherkeit gewähren Kugeln, deren Blei durch den Schädel einer Wöchnerin, „die noch nicht eingesegnet war", gegossen ist. (Dr. Höfler, Volksmedicin.)

Natürlich ist der erste Gang des Curaten wie des Meßners in der Frühe des neuen Tages zum Beinhaus: eine neue Ueberraschung! Der gestohlene Schädel steht an alter Stelle wieder auf dem Altärchen, mitten unter den anderen Todtenköpfen, unverletzt, ohne Spuren irgendwelchen Gebrauches. Niemand vermag dieses Räthsel zu lösen; der Curat ist überzeugt, daß der Schädel zu einer „Sympathie" verwendet wurde; die Rückstellung beweist diese Vermuthung als richtig, ein Diebstahl war nicht beabsichtigt. Das freut den Seelsorger um des guten Rufes seiner Pfarrangehörigen willen; doch möchte er für sein Leben gern wissen, wer in solch mysteriöser „Sympathie" arbeitet. Natürlich muß nun der Gendarmerie neue Botschaft zugeschickt werden, die Recherchen sind ja jetzt zwecklos.

Am nächsten Sonntag verflocht der Curat den Vorfall in seine Predigt und ermahnte eindringlichst die andächtigen Zuhörer, beizutragen, daß solche Frevelthaten fürder unmöglich werden; daß höllische Strafen auf solcher Schändung folgen müßten und sich jede Uebelthat rächen würde hier auf Erden wie im Jenseits. Ein gutkatholischer Christ darf sich nicht an Gebeinen vergreifen und wer von der Frevelthat irgend etwas in Erfahrung bringt, müsse im Widum Anzeige machen. Nach der Predigt beendete der Curat den Gottesdienst und begab sich in den Pfarrhof zurück, indeß die Bauern gruppenweise das merkwürdige Ereigniß eifrig besprachen, bis sie die nahe Mittagszeit wieder heimtrieb.

Einer der letzten Kirchenbesucher, die das Gotteshaus

zu Eben verließen, war der Girgl, welcher bleich im Gesicht und schlotternden Ganges, wie von einer heimlichen Schuld gedrückt, über den Friedhof zum Widum schritt und im Pfarrhaus verschwand. Ob Er von der Schädelaffaire vielleicht etwas wüßte? war die erste Frage des im Frühstücken unterbrochenen Curaten. Ein zaghaftes „Ja" rief das lebhafteste Interesse des Geistlichen hervor.

Aber so schnell gehen schwere Geständnisse nicht über die Lippen; da muß Hochwürden erst ermahnen, drohen, trösten und zureden, bis der demüthige, vom Gewissen gefolterte Senser anfängt, seine Erlebnisse zu erzählen, stoßweise stotternd, weitausholend vom abgenommenen Nest bis zum Brandunglück auf dem Seespitzhof.

Der Curat traut seinen Ohren nicht: in seinem Sprengel, in nächster Nähe spielte sich diese seltsame Schwalbengeschichte ab und im Widum zu Eben hatte man von all' diesen Begebenheiten nicht die leiseste Ahnung.

„Und Du hast an die Wirkung des Schwalbensteines geglaubt?" fragt der Curat.

„Ja, Hochwürden! I hon a guates Werk thoan wöllen am kranken Buben vom Seespitzhofbauern."

„Warum?"

„'s Büabl hat 's Hinfallende g'habt und war der Burgl ihr Bruader!"

„Hm! Und all' die Widerwärtigkeiten hast ertragen geduldig und hast g'hofft, es wird decht dem Kranken helfen?"

„Ja, Hochwürden!"

Und was weißt Du dann noch von der Entwendung des Todtenschädels?"

„Hochwürden wöllen verzeihen, der Dieb war i!"

„Du?"

„Ja und i selber hon den Schädel in der nächsten Nacht aa wieder in's Boanhaus tragen."

„Wozu hast Du den Schädel braucht?"

„Hochwürden derfen nöt bös werden; mir hat a Kamerad verrathen, wegen all' mein' Unglück mit die Schwalben müßt' i die Schwalbengeischter beschwichtigen und dazu hon i an Todtenschädel braucht!"

„Und was hast damit gethan?"

„In der Geischterstund' hon i das laare Schwalbennest an unserer Schmiede mit 'n Schädel beschworen, die Schwalben sollten verzeihen und 'm Bauern sein' Fluch von mir nehmen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!"

Was soll der Curat mit dem gottergebenen und doch so gräßlich abergläubischen Menschen nun beginnen? Der Bursch ist wahrlich schon gestraft genug und sein Erscheinen beweist, daß er frommen Sinnes Hilfe und Rath beim Seelsorger sucht. Soll dieser den Bittenden von dannen schicken strafend oder tröstend? Nein, dem im Herzen unverdorbenen Menschen soll Hilfe werden, um welche er bittet.

Und so belehrt denn der Priester den Girgl, daß es an sich freilich ein Frevel gewesen sei, so nützlichen Thieren wie es die Schwalben sind, nachzustellen; daß das vom Girgl erregte öffentliche Aergerniß zu Rechten eine gerichtliche Bestrafung finden mußte, daß freilich die Hiebe eine

bittere Dreingabe gewesen seien. Aber wenn man auch die Schwalben schützen müßte, eine Medicin, ein Heilmittel für Kranke wären diese nützlichen Vögel niemals gewesen; das sei purer Aberglauben. Und wenn es nicht schön sei, ein armes Vögelchen zu tödten, so folge daraus noch nicht, daß Unglück deswegen nachfolgen und ein Hof deshalb abbrennen müßte, weil man ein Schwalbennest von dem Hause genommen habe. Die Schwalbensprüche alter Leute seien nur dazu bestimmt, in jungen Herzen Liebe zu diesen Frühlingsboten zu erwecken und durch Drohungen vor Verfolgungen der Schwalben abzuhalten.

Alles andere sei Aberglauben, dem ein Christenmensch nicht anhängen solle. Und die unschöne That Girgl's, den armen Schwalben am Seespitzhof das Nest genommen zu haben, sei wettgemacht durch die Rettung des Kranken aus Flammennoth mit Gefahr des eigenen Lebens. Ob dieser braven That habe der Bauer kein Recht, dem Retter seines Kindes zu fluchen und darüber werde er dem Seespitzhofer schon das Nähere noch sagen. Zur Sühne aber für die Entwendung des Todtenschädels aus dem Beinhaus müsse Girgl eine Wallfahrt nach Georgenberg machen, dort beichten und communiciren und einen Rosenkranz gläubigen Sinnes beten. „Bleib ein braver Christ, glaub solchen Aberglauben nicht, besuche fleißig den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen und schweig' über die ganze Sache. Nun geh' mit Gott, mein Sohn!"

Demüthig küßte der Senser dem gütigen Priester die Hand und ging im Herzen erleichtert und getröstet aus dem Widum. Nun kann er wieder froh in die Welt

blicken, die Last ist ihm von der Seele genommen wie der Fluch; und ist er auch noch nicht im Reinen mit Burgl und ihrem Vater, er selber hat geistlichen Trost erfahren und ist losgesprochen von aller Seelenbedrängniß. Gott sei's gedankt!

Acht Tage darauf absolvirte Girgl die Wallfahrt nach Georgenberg und kehrte fröhlich und heiteren Sinnes von der Gnadenstätte in seine Sensenschmiede am Kasbach heim. Jetzt singt und pfeift er wieder, so daß die Gesellen staunen über diese Wandlung; das ist kein „Tepp" mehr, sondern ein lebfrischer Bursch. Zu Wirthshausschlemmerei und nächtlichem Unfug aber können die übermüthigen Burschen den Girgl nicht bereden; er thut nicht mit und spricht sich auch um keinen Preis darüber aus, was ihm die alte Lebensfreude und Fröhlichkeit wiederverschafft habe.

Ein arbeitsamer Werktag ist es und in der Schmiede pocht der schwere Eisenhammer; das rothglühende Eisen spritzt unter den wuchtigen Schlägen, der Wildbach lärmt durch das Räderwerk, daß man im Gewerkhause sein eigen Wort nicht versteht. Girgl steht im rußigen Arbeitskittel am Gebläse, sein Eisen in der Gluth drehend; rauchgeschwärzt ist sein Gesicht und kohlfarbig sind die schwieligen Arbeitsfäuste; eben will er das glühende Eisen auf den Ambos legen, da winkt ihm einer der Gesellen, aus der Schmiede heraus zu kommen. Ihn, den Girgl von der Arbeit abzurufen, das ist ja unerhört! Da muß etwas außerordentliches passirt sein. Flugs zurück mit dem Eisen in die Gluth, mit dem Aermel den Schweiß. aus der Stirne gewischt und schon steht Girgl auf der Straße vor

der Bergschmiede: „Jessas! Die Burgl! Hiazt steht d'Welt nimmer lang!"

Sie ist es wirklich, die liebe Burgl, holdselig erröthend lächelnd: „Grüß Di Gott, Girgl!"

„Ischt's mögli! Du Burgl selber bischt da und verlangst nach mir? I kann's nöt glaaben!"

„Sell ischt schon so, Girgl!" sagt Burgl und lacht silberhell dazu.

„Und was willst nachher vom Girgl?"

„Danksagen möcht i Dir, Girgl, aus tiefstem Herzensgrund für alles, was Du für mi und den Bruadern 'than hast!"

„Für was denn danken?"

„I woaß alles vom Curaten und dank Dir Girgl viel tausendmal für die guate Absicht, den guaten Willen und die Opfer all'!"

„Hiazt so was!"

Und munter und seelenfroh plaudert das Dirndl, daß der Curat ihnen Alles auseinandergesetzt habe, daß sie jetzt wissen, wie schmählich undankbar man gegen den Opfermuth des Girgl gewesen sei; wie er im Gefängniß war für sie und dem Bruder das Leben gerettet habe. Freilich wär' der Vater noch nicht ganz besänftigt; doch hätt' ihm der Curat die größten Grillen schon ausgeredet. Der Vater will halt jetzt abwarten, wer Recht bekommt: der Curat mit seiner Erklärung der ganzen Geschichte oder der alte Glauben an die Schwalbenrache. Für heuer wär' nichts mehr zu machen, denn die Schwalben sind ja schon weggezogen. Wenn sie wiederkommen, wird

sich wohl zeigen, was sie thun und ob des Vaters Sinn sich ändern werde. Bis zur Schwalbenwiederkunft möge Girgl daher guten Muthes bleiben und wie Burgl in der Hoffnung leben, daß sich Alles zum Guten wenden werde, und das glaube der Curat von Eben auch.

Glückselig hat Girgl dem Mädel zugehört, er ist ganz verklärt; an so viel Glück hätt' er nie geglaubt!

Und hold erröthend fragt die Burgl, ob er noch gleichen Sinnes sei wie damals, als er am ersten Sonntag im Mai von Jenbach gegen Eben hinaufging?

„Wie moanst dös, Burgl?"

„I moan', ob 's Du selles Bussel no' willst, das Du sellesmal hast haben wollen und nöt kriagt hast!" fragte in holder Scham erglühend das Mädel.

„Ischt 's mögli?"

Und statt aller Antwort faßt ihn das Dirndl mit beiden Händen am rußigen Kopf und drückt ihm einen herzhaften Schmatz auf die schwarzen Lippen, daß es nur so schnalzt! Und Girgl, nobel wie er ist, gibt das Bussel glückselig augenblicklich zurück und ein Juhschrei entringt sich seiner jubelnden Brust. Burgl aber wischt sich den Schmiederuß von den Rosenlippen und eilt kichernd die Bergstraße hinan.

„Ijuhuhuhu!" tönt es ihr nach durch den Gewerkschaftslärm. Girgl tritt mit unbeschreiblicher Seligkeit im Herzen wieder in die Schmiede und läßt den Hammer auf das glühende Eisen springen. Nun muß er doch „ja" sagen, der störrische Eisenhammer!

V.

Ein langer Winter ist vorüber; schon haben die wärmer werdenden Sonnenstrahlen die Bergstraße längs des Kasbaches ausgeapert zum nicht geringen Verdruß der Achenthaler Fuhrleute, die ob des Schneemangels am Jenbacher Berg in Maurach, bis wohin von Achenkirchen noch Schlittbahn ist, umspannen müssen. Die Bergkuppen haben die lästige Winterkappe abgeschüttelt und nur der wilde Kasbach trägt noch eisige Fesseln und in den Bergesschluchten liegen die Reste abgegangener Lahnen. Warmer Regen macht die Gräslein auf den Wiesen sprießen und der ersehnte „Auswärts" ist wieder gekommen: Frühling wird's im herrlichen Unterinnthal. Die ersten Staare schwätzen auf den Nistkästen der Bäume in der Nähe der lärmenden Gewerke; ein Weilchen noch und auch die Schwalben werden wiederkommen.

Wie sehnsüchtig Girgl auf diese Frühlingsboten wartet! Nicht als ob er noch an eine Vervehmung durch die Schwalben glaube, er ist durch den Curaten vom Aberglauben gründlich geheilt; aber es interessirt ihn doch zu erfahren, ob die Schwalben ihn meiden werden. Ist doch aus ihren Verhalten ein Schluß auf den Entscheid des Seespitzhofbauern zu ziehen!

Und an einem lauen Abend nach vollbrachtem Tagwerk sitzt Girgl, an seinem Pfeifchen schmauchend, vor dem Hause, mit Behagen die Ruhe genießend. Da hört er plötzlich ein eifrig Zwitschern. Bei Gott! Die Schwalben

sind wieder da und ein Pärchen hat das alte Nest ober Girgl's Stübchen bezogen. Nun gibt es kein Halten mehr: Girgl muß einen Jubelschrei loslassen, sonst drückt es ihm das übervolle Herz ab!

„Ischt der Girgl a verrucktes Gschroamäul 'worden!" sagten die Schmiedgehilfen zu einander. „Ja, ja, teppet war er a Zeit lang und hiazt wird er narrisch!"

Und es ist rein zum närrisch werden vor Glück! Einst hat er geschossen auf die lieben Schwalben und jetzt möcht' er sie aus lauter Lieb' und Glück todtbusseln, wenn sich Schwalben überhaupt küssen ließen.

* * *

Auf dem neuaufgebauten Seespitzhof ist der Bauer sehr gespannt, ob der Neubau wieder von Schwalben bezogen werden oder vervehmt und deshalb im Unglück bleiben wird. Der Curat kann gut reden; die Probe machen die Schwalben. Und ebenso gespannt, in Aufregung und unter Herzklopfen harrt Burgl der Wiederkehr der Frühlingsboten. Wie sie an jenem Maiensonntag alle Augenblicke vor die Thüre lief, um nach dem Girgl zu sehen, so wechselt das Mädel ewig hin und her, um nachzuschauen, ob denn kein Schwalbenpärchen erschienen sei, um sich ein Heim an dem neuen Hause zu erbauen.

Vaterl ist recht brummig geworden seit einiger Zeit; die Kränklichkeit hat im langen, harten Winter zugenommen, die Füße sind arg schwach geworden und so muß der Alte die meiste Zeit Tags über im Lehnstuhl verbringen, was für den einst so lebhaften Bauer keine Annehmlichkeit bedeutet. Nur zeitweise humpelt er vor die Haus-

thüre, um doch auch einige Schnapper von der Frühlingsluft zu profitiren und sich im Sonnenschein zu wärmen.

Eben ist Vater im Sorgenstuhl eingeschlummert, da stürmt Burgl herbei, jubelnd, lärmend: „Vater, die Schwalben sind da!“

Der Alte fährt zusammen vor Schreck, richtet sich aber, augenblicklich munter, sofort auf und fragt erregt: „Wo? Bei ins?“

„Ja! Sie bauen an einem Nest über unserer Hausthür!“

„Sell muß i selber seh'n!“ ruft der Bauer und humpelt hinaus. 's ischt bei Gott wahr, die Schwalben sind wieder'kommen auf mein' Hof, Gott sei gelobt und gepriesen!“ sagt er und Thränen der Freude und Rührung rinnen ihm über die gefurchten Wangen. Sie meiden ihn und seinen Hof also nicht, die lieben Schwalberln, sie haben großmüthig verziehen und sind wiedergekommen.

Und Burgl lacht und weint mit dem Vater und bettelt schmeichelnd, Vaterl soll doch jetzt auch zurücknehmen, was er in jener Unglücksnacht zu Girgl gesagt: er soll den Fluch zurücknehmen wie ja auch die Schwalberln verziehen haben. Vater habe doch gesagt damals in der schrecklichen Stunde: So lange die Schwalben fehlen werden im Hause, sei Girgl verflucht! Nun sind die Schwalben wieder da und Vaterl müsse sich an ihnen ein Muster nehmen! Und Burgl fliegt dem gerührten Vater an den

Hals und busselt ihn so lange, bis er seinen Starrsinn aufgibt.

Und wie die ersten Jungen ihre gelben Schnäbelein aus dem Nestchen streckten, da reichten sich der Bauer und Girgl zum erstenmale in Versöhnung die Hand und mit väterlicher Erlaubnis durfte Burgl dem Senser das erste Verspruchbussel geben.

Schwarze Wolken.

I.

Ueber dem einsamen See hoch oben im Gebirge zu Füßen der Rauhen Nadel hängt ein düsterer, von Regenwolken verhüllter Himmel; leise träufelt es am vergrämten Firmament auf die wassersatte Erde, sodaß es allenthalben in den Felsen lebendig wird und kleine Bächlein wie Schlangen zischend abwärts fließen, hier dünn wie Bindfaden, dort schnellend und tobend, gierig, sich mit der dunklen Fluth des düstern Bergsees zu vereinen. Unwillig schütteln sich im Winde die Lärchen, Fichten und Föhren des Hochwaldes das lästige Naß aus dem Nadelgewande, klatschend schlagen die Tropfen auf den feuchten Boden auf. Waldschnecken ziehen behäbig ihre Bahn und der große Feuersalamander, den das Volk „Morakl“, auch Wegnarr nennt und für giftig hält, verläßt seinen Schlupfwinkel und legt sich wonnevoll auf die feuchten Wege. Auf der Fluth des tiefgrünen, fast schwärzlichen Sees haben die Mücken ihren Tanz eingestellt, sie, die sonst in Säulen über dem Wasser standen, die Regentropfen klatschen auf den Spiegel, ziehen Wellchen zu

winzigen Wasserhöschen auf, die zurückfallend sich in kleine Ringe lösen und Kreise erzeugen, vor denen der schwarze Wasserläufer seinen glänzenden Panzer zu retten bestrebt ist, indes die langbeinigen Wasserspinnen unverdrossen auf dem schwarzen Pfuhle schlittschuhlaufen, und nur dann Schutz auf den breiten Blättern der Seerosen suchen, wenn eine Ente eingefallen oder mit lautem Schwingenschlag aufgestanden und hiedurch der See leicht bewegt worden ist. Schwarzgrau zeigt sich das Firmament und stetig regnet es in langen Strähnen herab, die Bergbäche werden ockerfärbig und schwellen stärker an; die lehmigen Zuflüsse hellen die dunkle Fluth des einsamen Bergsees am Rande, und nur in der Mitte bleibt das Düsterdunkel des Seespiegels Alleinherrscher. Auch die Wiesen vermögen sich der Regenwirkung nicht zu entziehen; wohl schluckten sie anfangs gierig das himmlische, befruchtende Naß, aber nach erfolgter Sättigung verweigerte der Boden die weitere Annahme. Pfützen und Lachen bleiben stehen, vergrößern sich stetig, das Grün der Wiesen verschwindet allmählich, nur noch die Hälmchenspitzen ragen aus der weißgrauen Fluth, als wollten sie zum erbarmungslosen Himmel um Gnade rufen. Ergebungsvoller sind an sich die Sumpfwiesen, die der ewigen Feuchtigkeit gewohnt auch durch den schwersten Regen kaum nässer werden können und vom Volk „Sauermöser“ genannt werden. Ob auf dem Riedgras mehr oder weniger große Sumpflachen stehen, ist selbst für den Bauer bedeutungslos; viel wichtiger ist dagegen, ob die durch langjährigen Gebrauch braunverwitterten Bretter

an richtiger Stelle liegen, denn sie geben die einzige Möglichkeit, durch die Sumpfwiesen ungefährdet zu gelangen, sie verhindern ein Versinken in den unergründlichen Morast. Wohl hat man versucht, durch Steineinwerfen dem Fuße einen Halt zu verschaffen, aber der Moorgrund hat das Gestein verschlungen; verkehrsvermittelnd wirken nur die stets nassen, glitschigen Bretter, die außerdem noch eine andere Mission erfüllen, als Rebretter (Leichenbretter) die Erinnerung an Gestorbene wachzurufen, während man darüber schreitet.

Grämlich wie der düstere Himmel ist Wald und Flur und wer bei diesem Wetter hinaus muß, zieht das Gesicht in Falten und den Wetterloden über den Rücken, um einigermassen Schutz zu haben gegen das eindringliche Naß. Der einsame Grenzaufseher in der Bergwildniß hat den groben Loden übergeworfen und zieht pfadlos weiter; begegnen wird ihm wohl kaum ein Schmuggler auf steiler, unwirthlicher Höhe, aber der Dienst erfordert die Grenzbegehung bei Tag und Nacht. Ja, wenn der Mann es streng nehmen und sich genau an die gezogene Grenze halten wollte, er müßte mitten durch den See marschiren, denn die Landesgrenze zwischen Bayern und Tirol führt mitten durch den fischreichen, tiefdunklen, von flüsterndem Schilf umsäumten Taubensee. Lautlos ist der Grenzwächter weitergewandert und still ist's auf der einsamen Waldeshöhe. Nur ein Rothkehlchen hat den Wanderer bemerkt und schlüpft eilfertig durch das Geäst, zutraulich rufend: st, st! als wollte es den Wanderer einladen, unter der Schirmfichte auf trockenem Boden auszuruhen. Unbe=

kümmert um Regen und die Melancholie der erschauernden Berglandschaft hämmert der Zimmermeister des Waldes, der Specht, an den Stämmen und sucht unermüdlich nach Insekten. Ab und zu krächzt eine Rabenkrähe und von fern her tönt der heisere Schrei eines Hähers. Auf Tannen und Fichten piepsen die Meisen uud durch die Farren schlüpft regenwurmlüstern die Amsel, die am Abend traumverloren ihr Gebet flötet, das Nachtgebet der Natur.

Ein gut verfärbter Rehbock zieht mit erhobenem, gekröntem Kopf durch die grünen Hallen, langsam vom Holz herab zur grünen Wiese am See und sucht windend Waldliebchens Fährte, zeitweise an leckeren Kräutern naschend.

Kaum noch reicht das Licht für einen Kugelschuß; es dämmert stark, die Vöglein sind zur Ruhe gegangen und sitzen mit aufgeblasenem Gefieder in den Aesten; ein Schmalreh zieht zur abendlichen Aesung heraus, des stolzen Sechserbockes ersehntes Liebchen.

Ein Schuß weckt donnerndes Echo in den Wänden der Rauen Nadel und langsam verstreicht der Pulverdampf von der Wahlstatt; dort liegt der Gehörnte erbärmlich lahmgeschossen und angebleit hat sein Liebchen den Rendezvousplatz verlassen. Ein gemeiner Schrotschuß war es und jämmerlich sind seine Folgen. Hastig eilt ein Mann über die quitschende Wiese, die funkelnden Augen beutegierig auf den klagenden Bock gerichtet, der sich herumwirft und hoch werden möchte, aber mit abgeschossenen Läufen nicht flüchtig gehen kann. Der rothbärtige Wilderer hebt den rohgearbeiteten Stutzen und schlägt mit dem

Kolben auf den armen Bock; dann zieht er das Messer und knickt, lange herumstechend, endlich den Bock, ihn von den Leiden erlösend. Rasch ist er aufgebrochen, mit schweißbenetzten Fingern schiebt der Wildschütz die Leber und Lunge ohne viele Umstände in den Joppensack zum Tabaksbeutel, steckt den Bock in den Rucksack, ladet den Stutzen wieder mit gehacktem Blei und trollt von dannen. Niemand hat die Unthat gesehen und der stetig träufelnde Regen wird wohl auch alle Spuren von der Wahlstatt verwischen. Der Waldaufseher müßte die Nase eines Schweiß-hundes und die Lichter eines Luchses haben, wenn er morgen von Aufbruch und Menschenspur etwas finden wollte. Und wenn auch! Es wildern ja noch mehr als der Winterstaller-sepp; andere Knechte sowohl, als auch Bauern selber und wenn man dem Aufseher nicht just in die Hände läuft, was sich unschwer vermeiden läßt, kann die Wegstibitzung eines Rehes kaum nachgewiesen werden und irgendwie Schaden bringen. Die Hauptsache ist immer das Nicht-erwischenlassen, sowohl beim wildern, als auch beim schmug-geln. Allerdings ist das letztere weniger leicht auszuführen, denn die Grenzer sind junge, rüstige, pflichttreue und opfer-willige Leute, den Strapazen des Grenzdienstes im Hoch-gebirge auch körperlich völlig gewachsen, während der Waldaufseher dieses Districtes ein alter Mann ist, dem ein kräftiger Knecht ebenso leicht Herr werden, als mit flinken Beinen entlaufen kann. Für den Forstdienst ist der brave Alte noch gut zu gebrauchen, aber zum Jagd-schutzdienst reicht die körperliche Rüstigkeit nicht aus und das wissen die Burschen und stehlen daher ziemlich un-

genirt. Gefürchtet wird bloß der Förster, der auch schon manchen mit dem Landgericht in Traunstein bekannt gemacht hat und absolut keinen Spaß im Dienst versteht. Doch kann der scharfe Waidmann eben nicht allgegenwärtig sein; auch ist er unschwer auszuspeculiren durch Hüterbuben und Butterträger, und weiß man beiläufig, wo er im Revier steckt, so wird eben in respectvoller Entfernung das Wild ohne Rücksicht auf das Geschlecht niedergebrannt. Manche Lumpen fangen Wild auch in Schlingen und fragen den Teufel darnach, wie schmerzvoll der Tod für das sich in den Drahtschlingen erwürgende, arme Wild ist. Den Hehlern ist die Todesart des eingebrachten Wildes gleichgiltig, so lange das Wildpret verwerthbar erscheint und den Wilderern rinnt das Geld durch die Gurgel, ob nun die Rehe geschossen oder gewürgt sind. Wenn der Winterstallersepp eine gute Eigenschaft besitzt, so ist es sein Widerwille gegen Schlingenfang; doch nicht aus Mitleid will er von Drahtschlingen nichts wissen, nein; er fürchtet lediglich durch den Ankauf von Draht verdächtig zu werden. Dafür kanoniert er aber mit gehacktem Blei,, weil solcher Schuß „sicherer" wirkt als die Kugel.

Trotz dichter Finsterniß stapft der Winterstallersepp mit seiner Beute der Kuppe der Rauhen Nadel entlang in mühsamer Wanderung; er umgeht den Grund der Schleichgschwend vorsichtig, wiewohl er näher hätte, wenn er die Bergwiesen durchqueren und so manche Kurve abschneiden würde. So wenig aufgeweckt der Knecht sonst ist, für sein strafwürdiges Gewerbe entwickelt er scharf=

sinnige Intelligenz und Klugheit, die sich mit vieljähriger Erfahrung zu List und Verschlagenheit ausgebildet hat. Ist doch den Grenzaufsehern nie zu trauen; gar mancher liegt bei Nacht und strömendem Regen in irgend einem nassen Graben stundenlang ohne ein Lebenszeichen oder es hockt Einer zusammengekauert in einer Baumkrone und just wenn man sie am allerwenigsten irgendwo vermuthet, ertönt das scharfe „Halt!" und der verdächtige Wanderer wird gestellt und controlirt. So pfiffig wie die Grenzer ist im nüchternen Zustande der Sepp aber auch; das Gehör ist so scharf wie die Luchsaugen und einen Hirsch auszulaufen will Sepp jederzeit im Stande sein. — Die Burschen glauben an seine Flinkigkeit gern, da es weit um bekannt ist, daß Sepp der beste Arbeiter der ganzen Gegend ist und seinem Bauer mindestens zwei weitere Dienstknechte und obendrein einen Stellmacher ersetzt. Seine Kraft und Anstelligkeit würdigend, drückt denn auch der Martlbauer hin und wieder ein Auge zu, wenn der Knecht an Montagen blau macht, um den Sonntagsdampf, der meist den ganzen Wochenlohn verzehrt, auszuschlafen; oder wenn der Sepp am helllichten Tage plötzlich die Arbeit unterbricht, mit einem Halterbuben conferirt und dann schleunigst mit dem Stutzen in den Hochwald verschwindet, um erst in später Nacht heimzukehren. Schimpft darob der Bauer, so beruhigt ihn der Sepp mit der Versicherung, die versäumte Arbeit gewissenhaft einzuholen und thatsächlich arbeitet er so fleißig wieder, daß der Bauer nie zu Schaden kommt. Im Gegentheil; der Knecht gibt von seinen „Erfolgen" aus

eigenem Antrieb gewissermaßen Procente und bringt durch Wildpretgaben eine Abwechslung in die Hauskost, die sich der Bauer, dem ein Rehrücken auch lieber ist als Juten (Molken aus süßer Milch) oder grauer Käse, schon aus Ersparungsgründen gerne gefallen läßt. Bloß zur Mahdzeit duldet der Bauer Absentirungen auf keinen Fall, besonders, wenn es gilt, das Heu rechtzeitig trocken hereinzubringen und solchem Machtgebot hat sich der Knecht auch jederzeit gefügt. Sonst aber gilt es für den Höfler wie für die Eh'halten ausgemacht, daß der Sepp ein „extriger" Mensch ist. Man weiß soviel wie nichts über seine Herkunft, der Aussprache nach ist er ein Tiroler; Freunde besitzt er nicht wegen seines wortkargen, verschlossenen Wesens und der scheuen Absonderung, die sich selbst in der Schänke nicht verliert, wo Sepp meist allein in einer Ecke sitzt und so lange trinkt, bis der letzte Groschen aus dem Beutel wandert. Als guter Zecher hat er überall Credit und wenn auch sein Name mit einigen Dutzend Strichen, die die entsprechende Anzahl vertilgter Halbliter bedeuten, auf der Wirthshausthüre prangt; nach einiger Zeit ist die Schuld auf irgend eine Weise getilgt und der Name ausgelöscht, bis der Knecht zu neuer Schuldenmacherei gezwungen ist. Seine Creditfähigkeit ist selbst dann nicht erschüttert, wenn gleich in mehreren Schänken seine Zechschulden angekreidet sind und die Wirthe bei Gegenseitigkeitsbesuchen die Wahrnehmung machen, daß der Sepp auch anderswo trinkt und schuldig bleibt. Sie sagen auch gar nichts über solche Vielseitigkeit und Liebe zur Abwechslung, und nur wenn der

Knecht länger als einen Monat im Rückstande bleibt, wird er beim nächsten Kommen vertraulich ermahnt, auf Deckung irgendwie bedacht sein zu wollen. Der Sepp nickt gewöhnlich zu solcher Aufmunterung, trinkt schweigsam sein Glas aus und verschwindet ohne Gruß. Und wenn er wiederkehrt, ist sein Name weggewischt. Mancher Bursch hat darüber schon Bemerkungen laut werden lassen, auf welche die Wirthe lediglich die Achseln zucken und versichern, der Sepp sei wohl etwas arg fleißig im Trinken, auch sonst ein verschlossener, absonderlicher Mensch, doch zahle er immer regelmäßig seine Zechschulden und einen weiteren Verkehr brauche man ja mit dem unheimlichen Burschen nicht zu unterhalten. Diese Meinung hegt man auch jenseits der Grenze auf tirolischem Boden, wo die Kreidestriche hinter Sepp's Namen soviele Viertelliter in Wein bedeuten, die gleichfalls verschwinden, um später wieder aufzutauchen.

Im Dorf unten, wo die Straße steil neben dem Bergbach aufwärts führt, um dann in weiter Umbiegung den dicht von Nadel- und Laubholz bestandenen Walmberg umgehend nach dem höchstgelegenen bayerischen Gebirgsdorfe Reut im Winkel zu führen, blinkt noch ein Licht durch die rothen Vorhänge; im Wirthshause an der Distriktsstraße ist man noch auf und harrt später Gäste. Etliche Fuhrknechte, die Blochladungen hinaus zu den Sägen verfrachten, haben Rast gehalten, die Pferde gefüttert und den eigenen Leib gestärkt; aber das böse Wetter hat sie bei Zeiten von dannen getrieben, man fährt nicht gerne bei Nacht und Sturm auf der aufgeweichten Straße.

Der Postwagen ist auch schon durch das Dorf gehumpelt und die Bergstraße hinangekrochen, bis das Licht seiner Laterne gleich einem Leuchtkäferchen verschwand. Nun ist's still geworden in der Gaststube; am Fenster summen einige Fliegen und bei dem matten Lampenlicht näht die blasse Kellnerin an einem Wäschestück. Ein hochgewachsenes, schmuckes Mädchen mit schönen Formen ist es, aber Harm und Sorge haben kleine Falten gegraben in dem von blonden Flechten umrahmten Gesicht, auf dem der Ausdruck von Müdigkeit liegt und der das Mädchen um Jahre gealtert erscheinen läßt, wiewohl Milla wenig über zwanzig Lenze zählt. Der Hauch holder Jugend ist verschwunden und über der herrlichen Gestalt des Mädchens liegt tiefe Schwermuth. Mancher Seufzer entsteigt der wogenden Brust und stille Thränen perlen über die blassen Wangen und tropfen auf die Näharbeit: Thränen der Reue, Zähren der Angst und Sorge vor unheilvoller Zukunft, die dem Mädchen so schwarzdüster erscheint in seiner Seelenangst wie die dunkle Nacht draußen im rauschenden Bergwald und die schwarzen Wolken am dichtverhangenen Himmel, die immer mehr Regenschauer hernieder senden. Wüthend peitscht der tobende Wind Graupeln und Tropfen an das Gemäuer, sie prasseln an die Scheiben der Fenster, klirrend fallen die Rieselkörner vom Glase ab, indes die Regentropfen aufklatschend langsam furchenziehend abwärtsfließen. Sorglich ist das Hausthor geschlossen worden, um den Flur vor einer Ueberschwemmung zu bewahren und ebenso sind alle Lucken und Fenster im Hause zugemacht worden, sodaß

der entfesselte Sturm vergeblich am Gespärr und Balkenwerk rüttelt. Eben hat der Wirth persönlich nachgesehen, ob auch in den Stallungen alles vor Wetter und Sturm gesichert sei; in der Küche ist das Herdfeuer ausgelöscht, das Gesinde ohne Licht zur Nachtruhe geschickt worden. In die Gaststube zurückgekehrt, heischt der Wirt auch der Milla Feierabend zu machen, weil bei dem grauslichen Unwetter ja doch kein Gast mehr kommen werde. Die Spülarbeit könne die Kellnerin morgen früh erledigen; die Hänglampe solle abgedreht, nicht ausgeblasen werden und auch auf das Schließen der Hausthüre solle sie nicht vergessen. Und um sich zu vergewissern, ob er sich selber noch einen anständigen Trunk gönnen könne, tritt der Wirth zum Fäßchen und klopfte es ab. Klingt schon sehr hohl, wird nicht mehr viel d'rinnen sein! Den restlichen „Plempel" können die Fuhrknechte vertilgen; der Wirth liebt frischeren Trunk, der aber heute doch nicht mehr zu haben ist, wenigstens nicht im Faßgebinde. Daher will der Wirth eine Flasche „Weiß" mit hinaufnehmen in die Schlafstube. Ja, und was er noch sagen wollte: „Mit der ewigen Seufzerei und Flennerei in neuerer Zeit machst mir die Gäst' scheu, Milla! Als herumwanderndes Klageweib geh' lieber in ein Kloster; die Stammgäst' wollen ein frisches Dirndl mit lachendem Mund und wenn's auch etwas keck dabei is' und resch, es verschlagt nichts!"

„Ja, Wirschth, aber mir is net zum lachen mit mei'm Elend!"

„Net? Aftn suach' D'r an andern Platz; kannst

ja Kellnerin bei die Barmherzigen werd'n! Guat' Nacht! Und vergiß' 's Zuaspirr'n net!"

„Guate Nacht, Wirschth! 's werd' schon all's recht b'sorgt!"

Eben will der Wirth nach seiner Flasche „Weiß" langen; da wird die Hausthüre geöffnet, die der Sturmwind sofort fängt und krachend wieder in's Schloß wirft. Schwere Tritte werden laut und kommen auf die Stubenthüre zu; ein fester Griff auf die Klinke, die Thüre geht angelweit auf, sodaß der Luftzug die Lampe zu erlöschen droht.

„Alle guaten Geischter, der Sepp!" kreischt erschrocken die Kellnerin.

Auch der Wirth ist erstaunt über den späten Besuch, er sieht aber augenblicklich, daß Sepp ohne Rucksack in das Zimmer getreten ist und trotz versuchter Reinigung noch Schweißflecken an den Händen hat.

„Ah! der Sepp is' 's no so spat! Brauchst 'n net so anz'schreien als 'n Geischt, Kellnerin! Bring eahm a Halbi! Und derweil moan i, Sepp, werd i nachschaun, ob wolltern die Stallthüren aa von außen schließen!"

„Derfst aa nachschaun, ob Dir der Wind net aa's Holz oberstroaft; 's is' eh eppas schlecht g'schlicht'!"

„Glei' wer'n mer's hab'n!" Damit tritt der Wirt in die Nacht hinaus, indes sich der Sepp der triefend nassen Joppe entledigte, sie auf dem Gestänge vor dem Stubenofen aufhing und dann am Tische Platz nahm, wohin ihm die Kellnerin das Glas gestellt.

Bebend vor Erregung flüstert Milla dem Burschen zu, er solle doch im Himmelswillen vorsichtig sein, sein spätes Kommen und sein gänzlich durchweichtes Gewand deute auf nichts Gutes und der Förster wär' auch heute Tagsüber durchgekommen. Möglich sogar, daß er vom Wolfszagel wieder zurück komme und im Wirthshause übernachten werde, weil er morgen in der Glapfschwend Holz bezeichnen wolle. So etwas ähnliches hätte wenigstens der Wirth den Bauern verzählt.

Ein rascher Blick streift das Mädchen; aber Sepp äußert nichts, nur seine Handbewegung deutet geringschätzig an, daß er auf das Geschwätz nicht allzuviel gebe.

Und ob Sepp denn gar nicht an die Zukunft denke! Allweil heimlich wildern und schwärzen und den Lohn vertrinken; weiß der Himmel, was daraus werden soll? Und in Thränen ausbrechend jammert die Kellnerin: „O Gott! Und was wird aus mir?"

„Aus Dir?" fragt Sepp erstaunt.

„Ja! Is' Dir die Botschaft leicht net ausg'richt worden, was D' ang'stellt hast? Hast den Zettel net kriegt? Und hiazt, wo's Unglück firti is', hiazt, wo i ninderst mehr unterkemmen kann, hiazt hat mir aa der Wirth s' gehen g'hoaßen: a woanende, jammernde, unglückliche Kellnerin will er net b'halten und i soll zu die Barmherzigen als Kellnerin geh'n!"

„Wenn s' di' nehmen, warum net?!"

„Sepp!"

„Was?"

„Sepp! Du verhöhnst mi' no' in mei'm Unglück, dös

Du verschuld't hast! Sepp, sei barmherzig, sorg Du weiter!"

„I? Wia kimm denn i dazua?"

„Sepp! Um aller Heiligenwillen! Du wirst Di dengerscht net weglaugnen wollen?"

„Laugnen oder net! Fett wirst von meine drei Mark in der Woch' nia; i lang' ja selm net damit. Und ob i Dir mit m' Wildprat allweil aushelfen kann, woaß i aa net!"

„Sepp!"

„Hiazt han mer ausg'redt gnua; i hör 'n Wirth kemma, der braucht 's net ehnder z'wissen als die andern!"

„O Gott! Verlaß Du mi net, bald mi all's verlaßt!"

Sepp pfiff als Antwort auf den Wehruf des angstgefolterten Mädchens das Schnaderhüpfl: „Waarst net aufig'stieg'n — waarst net abig'fallen!" und trank dann mit Seelenruhe seinen Krug leer. „Kellnerin, a Halbi auf's neu'!"

Die Hausthüre wird abermals geöffnet und dann geschlossen. Kreischend dreht sich der schwere Schlüssel im verrosteten Schloß. Es ist der Wirth, der von seinem Rundgang zurückkehrt und in die Stube tretend, sofort mit seinem Aermelzipfel den Namen des Sepp sammt der stattlichen Reihe von Kreidestrichen auswischt und der Kellnerin zuruft, sie solle schlafen gehen, er werde selber noch eine Weile beim Sepp sitzen bleiben.

Schweigend legt Milla die Näharbeit in das Körbchen, bietet eine „gute Nacht" und richtet das angsterfüllte Auge

flehend auf den in stoischer Ruhe sitzenden Burschen, der statt den Gruß zu erwidern, einen tüchtigen Schluck nimmt und das Glas erst absetzt, als die arme Kellnerin die Stube verlassen hat.

„Es is' all's in Ordnung, Sepp! Und zwoa Oesterreicher Gulden leg i extra drauf! Im Schnerfer find'st aftn aa=r=a Packl Pulver und an Tabak. Schuldig bischt aftn aa mit der Zech nix mehr. Gilt's?"

„Ja!" sagt Sepp und steckt die Guldenzettel in die feuchte Weste.

„Und wegen 'm Förster wird's besser sein, wennst hiazt wieder gehst; 'leicht kimmt er doch zum nächtigen no aber (herab) und 's is' allweil besser, er find't Di' net bei mir — verstehst mi?!"

„Woll, woll!" Und was i sag'n will — mit dera jammernden Kellnerin werst wohl decht bald a End mach'n müss'n! Adjes, Wirschth!"

Sepp griff nach der kaum etwas abgetrockneten Joppe, zog sie über das feuchte Hemd, und stapfte, vom Wirth bis zur rückwärtigen Thüre begleitet, wo ihm derselbe den Schnerfer einhändigte, in die sturmdurchtoste Nacht hinaus.

Bald verlosch im Wirthshause das Licht und still lag das Dorf, auf dessen Dächer der Sturmgott Regen warf in unerbittlicher Strenge.

Sepp aber, dessen Augen sich bald an die Finsterniß gewöhnten, stieg unbekümmert um das fürchterliche Unwetter bergan; hinein in den Schlierbachgraben und über die verschiedenen Almgründe hinauf nach Kiemhausen, dem

höchst gelegenen Almboden des steilen und breiten Gebirgsstockes zwischen dem Wessener und Schlechingerthal.

II.

Schier vor jedem Gehöft ertönt der metallische Ton des Sensendengelns alter Gewohnheit gemäß, weil ja der „Medardi“-Tag schon vorüber, also die Zeit der Heumahd gekommen ist. Die Knechte sitzen rittlings auf dem Dengelstein und klopfen auf die Sense, die vom Worb (Stiel) losgelöst ist, um derselben die nöthige Schärfe (den „Dangel“) zu geben, denn die Sense muß schneiden wie „Gift.“ Im Hofe des Jungbauern zum Pföderl (von pedularius, Schuster, aus der Romanenzeit) dengelt der Altknecht mit großem Eifer, trotz des spöttischen Zurufes des Jungbauern, der da meinte, ob der Knecht wohl glaube, die Mahd im Schlitten statt im Leiterwagen und als Gras statt trockenes Heu heimschaffen zu sollen! Erstaunt sieht der Knecht auf, mustert den Bauer und guckt zum Himmel, der wahrhaftig darnach aussieht, als wollte er nunmehr statt des seit vielen Tagen gespendeten Regens veritablen winterlichen Schnee herabsenden.

„Auf der Höh schneibt ’s sicher!“ meint der Bauer und fügt den nicht eben freundlichen Wunsch hinzu, daß den heiligen Medardus der Leibhaftige holen solle. Und der Knecht erwidert in seiner trockenen Weise: daß sell wohl nicht mehr gut ginge, denn der Medardus wär’ bereits ein anerkannter Heiliger, der auf den Teufel nicht

mehr aufzupassen habe. Uebrigens würde es allemal auf Schneewetter schön im Gebirg; so sagen wenigstens die alten Leute. Die gar gescheidten Jungen freilich, die hören 's Gras wachsen und ducken dennoch beim Hochgewitter den Kopf, wie die Katze, wenn es donnert. Und was den Bauern anlange, solle er lieber zusehen, daß bald eine Bäuerin auf den Hof komme. „Verstanden Pföderl!"

Das ist etwas frei gesprochen, aber der Pföderl nimmt die Anzapfung nicht besonders übel; ist der Knecht doch schon zu Vaterszeiten auf dem Hof allzeit darauf bedacht gewesen, für des Bauern Wohl zu schaffen und nach dem Rechten zu sehen, so daß der Jungbauer eigentlich fast überflüssig geworden ist und haufenweise Zeit zum Fliegenfangen hätte, wenn der Pföderl sich dafür interessiren würde. Er plagt sich auch keineswegs mit grober Arbeit und drückt sich auch vor'm Almgehen, weil im Kaser oben ohnehin eine tüchtige Sennerin wirthschaftet und das Steigen nie so recht des Pföderls Sache gewesen ist. Er fährt lieber im flotten Zeugl und holt sich bei den Rennen die besten Preise mit seinem ungarischen Jucker, den er um schweres Geld einem Traunsteiner Wirth abgelöst hat. Zur Zeit freilich kann man den Braunen nicht mal nach Marquartstein hinauslaufen lassen; denn die Straße ist grundlos geworden durch den ewigen Regen und den Berg hinauf nach Reut im Winkel soll es überhaupt nicht ganz geheuer sein. Erst gestern ist ein Fuhrwerk mit knapper Noth vor der Zerschmetterung durch ein abgebröckeltes Felsenstück bewahrt geblieben.

Das weiß auch der Altknecht, daher er dem Pföderl räth, den werthvollen Gaul doch lieber im Stall zu lassen und sich die Zeit beim Wirth zu vertreiben.

Der Pföderl lacht: „Du bist mir amal der recht' Moar (Schaffer); der schafft sein' Bauern in's Wirthshaus! Aber recht hast: i werd' mir hiazt etliche Halbi überlegen!"

„Geh nur zua, Bauer, es leid't 's dem Pföderl schon; aber verschau' Di' net in die saubere Milla!" Und jetzt lacht der Altknecht und zwinkert mit den Augen.

Dem Jungbauer pressirt es jetzt arg, weiter zu kommen; es ist ihm, als hätte er etwas seit Langem versäumt, was schleunigst nachgeholt werden müsse. Zu dumm in der That, sagt sich der Pföderl selber, auf die bildsaubere Milla so zu vergessen; die ganze Zeit her ist er stets über Daxenberg nach Unterweßen zum Bier gegangen oder gefahren und hat den heimischen Dorfwirth und dessen reizende Kellnerin ganz aus dem Gedächtniß verloren. Bildschön ist das Mädel, hm; das frische Ding hat ihm vor Monaten schon riesig gefallen, und wenn sie eine Bauerntochter wäre, hm, die schlechteste Idee wäre es nicht, das schmucke Ding als Häuserin auf den Hof zu setzen. Ist doch eine saubere Bäuerin so rar wie ein freundlicher Rentamtsschreiber, wenn man von ihm etwas braucht. Aber die Milla ist bei aller Schönheit doch blos eine Kellnerin, die den schofelsten Holzknecht grad so bedienen muß wie den „schwersten" Bauern. Und harb war das saubere Dirndl, resch und schneidig, kaum zum anschauen, vielweniger zum angreifen; der Pföderl hat ja auch eine

saftige Tatze auf die lüsternen Finger erhalten, als er das herzige Dirndl um die Taille fassen wollte. Hm! Am End' wär' die Probe doch nicht so ohne! Geschwinder als sonst hat der Pföderl das Dorfwirthshaus erreicht; doch matt klingt das begrüßende Wort der Kellnerin, so daß der Pföderl erstaunt das verweinte Mädel in's Auge faßt. „Ja, Milla! Was waar denn hiazt dös? Fehlt Dir eppas? Bist net xund oder ham Dir d' Hehndeln 's Brod g'nommen? Red, Dirndl, was is' Dir g'schehen?"

Die besorgte, treuherzige Ansprache des Jungbauern verfehlt die Wirkung nicht; aber statt einer dankenden Antwort perlen Thränen aus den gerötheten Vergißmeinnichtaugen.

„Ja, Madel! Was woanst D' denn? Wo feihlt's denn da? Bist g'schimpft worden? Red'! War der Wirth grob? Hat er Dir 'leicht aufg'sagt?" Unwillkürlich nickte das arme, sorgengequälte Mädel und augenblicklich ist das Mitleid beim Jungbauern wachgerufen: „Waar net aus! Und Du woaßt wohl net wo aus und wohin? Ha? Hast koan' neuchen Platz?"

Milla verneint durch eine Kopfbewegung und beugt sich über ihre Näharbeit.

„Sell soll für Di' koa' Unglück sein! Baldst koan' neuchen Platz woaßt und findst, aftn is' beim Pföderl allweil no a Unterstand für Di'. Magst? Ja? Brauchst die net z'spreizen — kannst in Ehren bleiben, koa' Mensch soll Dir was z'Load thoan. Bleiben kannst, so lang D' magst; meinetwegen ganz aa; a so a saubere Aushilf' zu meiner Häuserin dazua krieg i eh' net leicht! Schlag ein, Milla?"

Gespannt auf die Antwort blickt Pföderl das Mädchen an, dem die hellen Thränen in den Augen stehen und das statt aller Antwort nur wehmüthig das Köpfchen schüttelt.

„Saxendi! Magst net? Andere waaren froh um an solchen Antrag! Bin i Dir z' wenig?"

„Na, Pföderl! Sell net; i dank' Dir aus ganzem Herzen; Dei' Theilnahm' thut an armen Deanstboten im Unglück wohl. I dank' Dir — vergelt 's Gott Dir vieltausendmal; aber es geht net!"

„Was geht net? Hat Di der Wirschth aufkünd't, 'na werst wohl Dein eig'nen Willen haben und thoan kinna, was D' magst. Oder eppa net?"

„I kann net und i derf net!"

„Sell versteht a anderner, i net i!"

„Nomal vergelt 's Gott, Pföderl! Aber es kann net sein!"

„Ja, hast denn 'leicht — hm — Du bist ja do' ehnder a resches Ding übereinander g'west — hast Neamden nix volaubt — hast g'lebt wia-r-a Heilige schier — a Wunder für a Kellnerin — kunnt mir net denken, auf wen Du hiazt aufz'passen hätt'st?"

„I bitt' Di, Pföderl, peinig' mi' net. Es is' all's sitter der Zeit anders worden —".

Ein böser Gedanke fuhr dem Jungbauer durch den Kopf und forschend blickt er dem verweinten Mädel in's Gesicht. Still wird es in der Gaststube, nur das mühsam unterdrückte Schluchzen des Mädchens ist zu hören.

Zorn und Mitleid ringen in Pföderl's gefühlswarmem Herzen, bis er in die Worte ausbricht: „Milla! Hat Di der Schuft verlassen, hiazt im Unglück?"

Keine Antwort; Milla drückt nur die Schürze auf die Augen, als wollt' sie einen neuen Thränenerguß verstopfen.

„Tod und Teufel! An Ehrlichen war dös saubere Ding net vergunnt; a Lump war glücklicher und niederträchtig gnua laßt er's hiazt im Stich! Bei der heiligen Muttergottes von Klobenstoa'! Was i ehnder g'sagt hab', dabei bleibt's und hiazt biet' i Dir erst recht 'n Hof an zum Bleiben auf spätere Zeiten. Wenn i aa sitter koa' guater net war, i bin halt no a Junger, 's Herz hat der Pföderl allweil am rechten Fleck g'habt, der alte wie der junge Pföderl; eppas leicht war i, aber nie lüderlich und nie a Lump. Auf d' Stund kannst kemma Milla! Da hast mei' Hand drauf, schlag ein!" Und treuherzig reicht Pföderl dem Mädchen die Hand.

Ein Strahl inniger Dankbarkeit erhellt für einen Augenblick das bleiche Gesicht der Kellnerin, dann aber ziehen die Schatten der Sorge wieder auf und tiefe Wehmuth lagert auf dem Engelsköpfchen.

„Vergelt Dir 's Gott viel Tausendmal, Pföderl! Aber es geht net — sei'm Wohlthäter tragt man net d' Schand in's Haus!"

„Was sagst? A Schand? Was für a Schand? Nix Schand — was i g'sagt hab, hab i g'sagt — i steh net um — i laß mi net lumpen — und woaßt was, Milla, gern hab i di, i kann 's net laugnen — i—i--i

will — wennst mi willst — i nimm Di aa zum — Weib!"

„Vergelt's Dir Gott in der Ewigkeit und auf Erden! O Gott, es gibt do' no' guate Seelen auf der Welt! Gott lohn' Dir die guate Absicht und den guaten Willen, Pföderl! Aber Treu' hab i eahm g'lobt für dieses Leben und die' Treu' halt i eahm aa im Unglück."

„Aber, um Jesu willen, er — i woaß gar net wer der Lump is' — er laßt Di ja im Stich!"

„Eben deßz'wegen muß i eahm die Treu' umso besser halt'n; 'leicht bessert er sein' Lebenswandel und handelt er do' no' ehrlich!"

„Dös is' ja völlig verruckt! Rein narrisch! Also willst mei' Weib net werd'n?"

„I dank Dir, Pföderl; i kann net!"

„So, aftn halt net; wenn 's Di nur net amal später reut! Und hiazt is' mir aa der Durst vergangen — zwoa Halbi hab i g'habt — da is' 's Geld dafür — Pfiat di Gott! Und in Unterstand kannst dengerscht kemma!"

Damit stapfte etwas geärgert der Pföderl wieder in's Freie hinaus, wo ihm gar bald kleine Schneeflinserln um die Nase tanzten. „Die Weiber san do' all' mitnander verruckt und 's Wetter aa. Schnee im Bracher! (Brachmonat Juni). Der Wettermacher im Himmel droben muß überg'schnappt sein! Und ab'blitzt bin i sauber — Hunderscht anderne Madeln waaren froh, wenn sie Pföderlbäuerin werden kunnten, und a Kellnerin, a verlassene Kellnerin, die einen ehrlichen Namen braucht, schlagt 'n

Pföderl aus! Es is' zum lachen!" Eigentlich ist dem Jungbauern gar nicht zum lachen; sein gutherziger Antrag war unüberlegt; wer weiß, ob es nicht besser ist, daß Milla ihn ablehnte; aber anderseits ist es doch ärgerlich, abgewiesen worden zu sein, wo Pföderl doch, edelmüthiger als er sonst ist, dem Mädel ein Heim und seinen guten Namen geben wollte. „Sacrendi! Hiazt kinnan die Weiber aber wieder lang warten, bis i oane um's heirathen anred'!" Fester drückte der Jungbauer den Filzhut auf den Kopf, steckte die Pfeife in den Joppensack und trollte heimwärts. Der Moar wollte ihn am Holzschuppen aufhalten, aber Pföderl ist jetzt nicht zum Discuriren aufgelegt und suchte sofort seine Stube auf. Wenn Eines an der ganzen Geschichte gut ist, das ist die Hoffnung, daß das Mädel nicht plaudern, also niemand erfahren wird, daß Pföderl's Antrag von einer Kellnerin abgewiesen worden ist. Sacrendi! Ärgerlich bleibt die Sache doch.

Für die nächsten Tage, die noch immer nebelig waren, sodaß von einem Aufreißen zur ersehnten Himmelsbläue keine Rede sein konnte, hat sich Pföderl vorgenommen, dem Wirthshause fern zu bleiben, um den erhaltenen Korb inzwischen leichter zu verwinden. Seine freiwillige Haft auf dem heimischen Hofe nützte ihm jedoch insofern nicht viel, als doch eine recht picante Nachricht Eingang im Gehöft fand in Form eines beißenden Schnaderhüpfels, das, weiß der Kuckuck wie, über Nacht entstanden und sofort von Mund zu Mund übernommen worden ist. Der Pföderl lag im Fenster seiner Stube, um der abend-

lichen Ruhe zu pflegen, als unten in der Gräd sich einige Dirnen unbeobachtet glaubten und deßhalb ziemlich ungenirt sich die Geschichte erzählten, daß ihr Jungbauer der — Kellnerin Unterstand und das Heirathen angeboten habe, aber mit Glanz abgewiesen worden sei. Man möchte es nicht für möglich halten, aber die Kucheldirne hat der Disputirerei zwischen den Beiden beim halbgeöffneten Kuchelfenster, das in die Gaststube führt und durch welches die Speisen hereingereicht werden, zugehört und jetzt singen die Burschen über den sonst so hochmüthigen Pföderl:

Der Pföderl, der Sacra,
Möcht' heirathen geh'n,
Aber Deanstboten sogar
Lassen eahm — steh'n!

Dem Pföderl, dem Lalli,
Tragt zu eahm Sagklei'n —
Net amal a Kellnerin
Mag bei eahm bleib'n!

Ein Fluch entfährt dem verhöhnten Jungbauern und wuchtig wirft er seine Tabakspfeife den Spötterinnen an die Köpfe, die wie aufgegangene Rebhühner von dannen flatterten. Kreuzhageldonnerwetter! Nun ist durch ein verdammtes Kuchelweibsbild die Geschichte doch aufgekommen und an die große Glocke gehängt worden! Nun kannst dich freuen, Pföderl! Das hast von deiner Gutherzigkeit! Zum Gespött der ganzen Gegend wirst du werden! „Net amal a Kellnerin mag in Unterstand bei

eahm bleib'n!" Das langt! Alt wie Methusalem kann er werden, bis ihm jetzt eine Bauerntochter das Ja-Wort geben wird, nachdem ihn eine simple Kellnerin nicht einmal gemocht! Verletzter Bauernstolz ist aus hartem Holz! Nobel hat der Pföderl handeln wollen und dumm ist die Geschichte ausgefallen. Verfluchtes Weibervolk übereinander! Wenn die Kutten nicht so rauh wären und das ganze Klosterleben zuwider, der Pföderl möchte am liebsten Capuziner werden in einsam ruhiger Zelle, nur um nicht unter die Leute zu müssen und Ruhe zu haben. Und sogar auf dem eigenen Hofe spotten die Eh'halten über ihn! Den Mund kann man den Leuten allerdings nicht zubinden und getratscht wird auf dem Bauernhof genau so wie in städtischen Palästen.

„Was willst, Moar?" fährt der ergrimmte Pföderl den eintretenden Altknecht an.

„Ja, Bauer, — hm — es is' so a Sach! . . . ."

„Nur außer (heraus) mit der Sprach'; hast dir ja sunst nia a Blatt vor's Maul g'nommen. Red'!"

„Es is' curios, Pföderl; aber die Weiber san schon so. Woaßt, was mir das Dirneng'sindel hiazt zum ausrichten an Di' auf'geben hat?"

„Die Weiberleut vom Hof?"

„Ja, unserne Mägd' und das ganz' Kittelwerk übereinander: aufkünden wollen's; glei vor'm Ziel gehen wollen's, wenn die Kellnerin in Unterstand kaam (kommen würde)! Sie wollen nimmer weiter deanen neben einer Kellnerin und neben der Milla schon gar nicht, die —"

„Kreuzhimmeldonnerwetter! Dös verflixte Gschlamp

übereinander soll froh sein, wenn eahm so a Unglück net selm passirt und wenn's im warmen Nest sitzen kann!"

„Siehgst, Pföderl; sell hab' i eahna aa g'sagt, aber dös verruckte Weiberg'sindel is' halt a mal so verruckt und hiazt wollen's lauter Heilige spielen."

„Da werd'n ma kurzen Proceß mach'n, Moar; die, welche geht vor Mahd oder Saatzeit wird bei der Gendarmerie an'zoagt und 14 Tag Haft san ihr nachher sicher. Sie sollen's nur nachlesen im Deanstboteng'setz und in der Polizeiordnung. G'schlossen (gekettet) laß' i s' wegführen auf's Landg'richt. Höllsakra!"

„Ganz recht hast, Bauer; aber —"

„Was, aber?"

„Ja, i moan, Du nimmst mir nixen in übel; i bin ja schon unter Dei'm Vatern auf'm Hof g'west. I moan, eppas unüberlegt bist dengerscht g'we'n mit dem Heirathsantrag. Hättest do' denken sollen: der Pföderl und a Kellnerin! A solcheni derfat ja i, der i do' bloß a Knecht bin, net amal zan Weib nehmen."

„Sell verstehst Du net, wia's g'wesen is' und g'scheh'n is' g'scheh'n. Zan ändern is' da nixen mehr!"

„Guat! Aber z'wider is' die Sach' do' und i moanat, Bauer, Du drückst Di' auf a Zeit lang in's Traunstoan oder auf Reichenhall umi; kunnst aa in's Tirol eini auf a Eichtl (auf eine Weile), bis dös Hauptg'schroa wieder rum is'. Moanst net aa?"

„Justament net! I bin a selmständiger Bauer; der Pföderl hat an Pfifferling auf dös anderne Glump auf-z'passen. Extra net geh i furt!"

„Wie D' willst, Pföderl; Du bist der Bauer, i der Knecht und i kann aa 's Maul halten!"

„Sell brauchst gnetta net; wir bleib'n die alten, da wird nixen g'ändert; aber dem Gschlamp machst an Standpunkt gründli klar, daß eahna die Zähn' scheppern vor Angst vor'm Landg'richt. Und wer 's Maul eppa aufmacht beim Essen und über die Sach' red't, wird unbarmherzig auf d' Stund' zum Teifi g'jagt. So, und hiazt möcht' i mein' Ruah hab'n!"

„Is' recht, Pföderl; heirathen wirst eh' net so g'schwind auf die G'schicht 'nauf. Adjes!"

* * *

Noch immer ist keine Aussicht, mit der Mahd zu beginnen; die alte Wetterregel, daß auf Schnee in den Bergen besseres Wetter folge, hat sich nicht bewährt; das Gras wird schon bald überständig, die Mahd ist dringlich; doch kann man nicht beginnen, wenn man nicht riskiren will, das geschnittene Gras auf den Wiesen verfaulen zu lassen. Jeden Morgen zu frühester Stunde sieht der Altknecht nach dem Wetter aus, aber immer unterläßt er den Weckruf zur Mahd. Wenige Tage nachher aber machte er eine seltsame Entdeckung, die ihn fast veranlaßt hätte, den Hof zu alarmiren, wenn nicht doch rasch die kühle Ueberlegung gesiegt hätte. Der Moar fand in grauender Morgendämmerung an der Hausthüre ein Tattermanndl angebunden: ein grob aus Stroh verfertigtes Männchen mit zerfetzten Kleidern behangen. Augenblicklich ward dem Moar klar, daß dieses Manndl einen Hohn für den Pföderl

bedeuten solle, einen Spott auf dessen gutmüthigen Heiraths-antrag und Hohn für den erhaltenen Korb. Darüber Lärm zu schlagen, wäre nun das Dümmste, daher riß der Moar das Strohmanndl mit festen Griffen herunter und warf den Popanz in die Odelgrube. Dann überlegte er noch einen Augenblick und plötzlich schoß ihm ein weiterer Gedanke durch den Kopf: Ist dem Pföderl für seine unüberlegte Gutherzigkeit schon solcher Spott angethan worden, so wird dem armen Mädel sicher erst recht ein Tattermanndl gesetzt worden sein und darum ist es das gescheidteste, schlankweg zum Wirthshaus zu laufen und dort nachzuschauen, ehe noch die Leute des einsamen Bergdorfes wach werden und Kenntniß von dem nächtlichen Rachewerk erlangen. Und richtig, vor der Wirthshausthüre steht ein dürres Bäumchen mit Lumpen behangen, das Tattermanndl für schlechte Weiber! Und Sägespäne sind nach Tiroler Brauch herumgestreut: verfehmt soll das unglückliche Mädel sein! Die Sägkleien kann er nun allerdings nicht so rasch beseitigen, aber im Nu ist der Baum ausgerissen und in den hochgeschwollenen Bach geworfen und damit der Hauptanlaß zu einer allgemeinen Verhöhnung beseitigt. Eben will der wackere Altknecht wieder dem Pföderlhof zugehen, als ihn das Geräusch eines im Schloße knirschenden Schlüssels an der Thüre des Wirthshauses stutzen macht. Das Thor wird geöffnet und heraus tritt mit einem Binkel in der Hand die vielverlästerte Kellnerin, welche die Stätte ihrer Arbeit und ihres Duldens für immer zu verlassen sich anschickt. „Jessas, die arme Milla!“ flüstert der Moar, dem es

ganz weh um's Herz wird bei diesem Anblick. Und das ausgestoßene Mädel sieht sofort die Sägespähne und ahnt, daß nachbarliche Bosheit ihr zum Abgang noch einen besonderen Schimpf zufügen wollte. Bitterlich weinend schreitet Milla über die Schwelle und tritt in den grauenden, fröstelnden Morgen hinaus. Schande, Hohn und Spott erntet sie für ihre hingebende, treue Liebe!

„Milla!" ruft leise der Altknecht.

Erschrocken hält das Mädchen inne und blickt scheu um sich.

Der Moar eilt auf sie zu: er möchte ein paar Worte mit ihr reden, doch solle sie rasch weitergehen; hier erblühe ihr nichts Gutes, das habe sie wohl schon an den Sägespähnen gesehen.

Ja, das hat sie schon gesehen und zum verwundern ist es eigentlich, daß man ihr nicht noch mehr Hohn und Unbill zugefügt! Fast wäre sie auf ein Tattermanndl gefaßt gewesen; den schlechten Burschen sähe auch dieß gleich.

Soll der Moar dem Mädel sagen, daß er das Tattermanndl bereits ausgerissen und weggeworfen hat?

Wie der Altknecht so früh vor's Wirthshaus komme? fragt das vor Frost erschauernde Mädchen.

Nun muß er wohl beichten; mit einer Nothlüge kommt er nicht mehr durch. Und so erzählt er denn dem aufhorchenden Mädel, wie er ein Strohmanndl am Pföderlhof gefunden nnd sich gleich gedacht habe, daß auch der Kellnerin ein „Präsent" gemacht worden sein werde und da sei er denn vor das Wirthshaus gelaufen und

habe das dürre Schandbäumchen ausgerissen und in den Bach geworfen.

„O, diese Schand!“ — Und besten Dank sagt Milla dem braven Moar für seine wackere That. Für den Pföderl thäte es ihr ganz besonders leid; der warmherzige Jungbauer hätte Besseres verdient als solchen Spott für seinen gutgemeinten Antrag. Warum sie ihn ausgeschlagen? möchte der Altknecht wissen. Sie wäre doch jeder Sorge vor der Zukunft dann enthoben worden.

Milla schweigt; das Herz krampft ihr zusammen.

Der Moar will nicht weiter in sie dringen; sie müsse ihre Angelegenheit mit Gott ausmachen und abrechnen mit dem, der sie in's Unglück gebracht.

Ach du lieber Himmel! Abrechnen — mit dem Sepp — abrechnen, wo er eh' nichts mehr von ihr wissen will und noch dazu beitrug, daß der Wirth sie davongejagt hat.

„Waar net aus!“

„Ja! Es is' so!“

„Und was willst hiazt anfangen?“

„Fort muaß i in d' Fremd! Wohin? Sell woaß wohl nur der Himmelvater — i woaß es net.“

„Der Sepp, sagst, is' es, — der Winterstallersepp?“

„Ja, der is' es, der mir die Treu bricht und wegen seiner hab' i' ja do' bloß 'n Pföderl ausg'schlagen —“

„Wegen 'm Sepp, dem Lumpen? Net mögli!“

„Schimpf' 'n net, Moar; 'leicht bessert eahm der Herrgott do' no' sein hartes Herz!“

„Da gib nur glei' d' Hoffnung auf; wia der auf

's Wild schiaßt, druckt der aa auf an Menschen 'n Stutzen ab — für den hat aa a Menschenleben koan Werth net — laß nur grad den fahren; den herzlosen Menschen kenn i — —!"

„O, Gott! Jeder sagt nur schlechtes über eahm. Koaner will von eahm was wissen. O wia bin i unglückli! Aber versuachen will i 's do nomal! I steig hiazt auffi auf d' Martlalm und will eahm bitten, ehrli' z' handeln — — i will ja weiter nix und arbeiten will i wie ehnder aa — i kann ja no d' Bauernarbeit aa — Kellnerin bin i die längst' Zeit g'west!"

„Mei' arm's Dirndl! I fürcht', Du richtst nix b'sunders aus bei dem hartherzigen Lumpen!"

„I will 's dengerscht probiren!"

„'na geh halt mit Gott; laß Dir derweil (Zeit), hetz' di net, die Weg' san woltern schlecht, glitschig und rutschig; leicht kunnst fehltreten, ausrutschen und abstürzen in 'n Schliergraben abi. Und wennst aber (herab) kimmst, sprich bei mir zua; i richt Dir schon no eppas z'samm' auf d' Wegzehrung und 'm Pföderl will i 's aa sagen — mir laßen di' net wia a Kirchenmaus fortzieh'n in d' Fremd'! Na, g'wiß net! Bist ja g'schlagen gnua, du arm's Hascherl! Und hiazt pfiat di!"

„Vergelt 's Dir Gott tausendmal für dein' guaten Willen! Und gelt 's Gott aa 'm Pföderl! Aber annehmen kann i nixen. Pfiat di Gott, Moar! Vergelt 's Gott!"

Langsam schreitet das Mädel den glitschigen Wiesen=

pfad entlang und steigt mühsam den Hang hinan, der in starker Steigung zur Höhe des Schliergrabens führt.

Eine Weile sieht der Moar dem Mädchen nach, für das er aufrichtige Theilnahme empfindet; dann aber ruft ihn die zunehmende Helle des wachsenden Morgens zur Arbeit.

III.

Wo in tiefer Waldeinsamkeit durch eine fast eine Stunde lange wilde enge Klamm die Kitzbichler Ache sich tosend und schäumend durchwindet, um jenseits der tirolischen Grenze auf bayerischem Boden wieder freieren Lauf zu gewinnen, liegt auf dem Engpaß Klobenstein eine Waldkapelle zwischen den Felsentrümmern. Einst, so erzählt die Sage, befand sich ein Mütterchen aus Bayern auf dem Wege, als ein herabgesauster ungeheurer Felsblock es am Weiterkommen hinderte. Zu müde, um den wuchtigen Felskoloß im dichten Walde zu umschreiten, rief das Weiblein die Gottesmutter um Hilfe und Unterstützung an und siehe da: Sct. Maria berührte den Stein mit ihrem Schleier, daß er sich spaltete oder klob und daher heißt die Stätte Klobenstein. Im Volksmund hat sich die Sage in einem Gedicht erhalten, dessen Verfasser unbekannt geblieben ist:

Der Klob'nstoa'.

Es geht a Muattal ganz alloa',
Vo' Kößen raus gen Marquardstoa';

Und unter'm Geh'n hat s' bet' dabei,
Sie hat a hiazt grad schön der wei(l).
So geht's dahi'; da auf oamal,
Just drin im engen Ach'nthal,
Löst sie a machtis Felstrum o',
Vom Achberg saust 's geg'n d' Straß'n ro'
Just zu, wo 's alti Muattal geht.
Die hört, wie 's kimmt und schaut und steht
Und rührt si net vor Schreck und Graus;
Mei Gott, kennt si' halt nimmer aus.
Ruaft: „Muatta-Gottes! Hilf, i bitt!"
Und Uns're Frau verlaßt 's aa nit.
Denn schau; es springt der g'waltig' Stoa'
Just in der Mitten, und die Oa
Steht frei am Weg — herent und drent,
Da lieg'n dö z'sprungenen Felsenwänd'.
Frei z'klobn san s', so schaugt 's schier aus;
Da habn's weg'n den a Gotteshaus
Hi'baut, weil dort dös Wunder g'scheh'n.
Und heut' no' lieg'n dö Fels'n do,
Wias selm mal san vom Achberg ro',
Und hoaßt no heut der „Klob'nstoa."
A deutlich's Zoacha, wie i moa',
A stark's Vertrau'n was hilft und schau,
Voraus auf „Uns're liebe Frau."

Frommen Gemüthes pilgert das gläubige Volk der Tiroler und bayerischen Berge hinauf zur Waldkapelle auf dem Klobenstein und bringt die verschiedenen Angelegenheiten der Seele bei der Gottesmutter vor, der zu Ehren die Kapelle geweiht ist. Unzählige Votivtäfelchen,

von bäuerlicher Hand verfertigt und bemalt, hängen an den Wänden des Kirchleins und alle verkünden, daß „Maria geholfen“ habe in Nöthen des Leibes und der Seele. Und gerne opfert das fromme Bergvolk nach seinen bescheidenen Mitteln symbolische Zeichen, wächserne Arme und Beine, Wachsstöcke und Kerzen, auch eiserne Opfergegenstände befinden sich darunter aus der Zeit, als noch die Hüttenwerke zu Kössen im Betriebe standen.

Zur Gnadenmutter auf Klobenstein hat auch Milla ihre Zuflucht genommen; hier will sie ihr Gebet verrichten, ehe sie dem Sepp auf der hochgelegenen Alm in's Gewissen redet zum letztenmale. Weit war der Umweg und mühselig die Wanderung im durchwaschenen und bröckelig gewordenen Gebirge zur Gnadenstätte; ganz erschöpft ist Milla angelangt, aber sofort hat sie sich an die Stufen des Altars gekniect und jede leibliche Stärkung im nahen Bergwirthshäuslein verschmäht. Ein fromm Gebet aus gläubiger Seele stärket wunderbar; getröstet erhebt sich das Mädchen, bekreuzt sich vor dem Allerheiligsten im Tabernakel und verläßt die Gnadenstätte. Mit Gotteshilfe will sie nun den steilen wilden Achberg hinansteigen. Ehe sie das Gotteshaus verläßt, fällt ihr Blick auf ein ganz bescheidenes Votivtäfelchen, das nur ein Blatt Papier mit vergilbter Inschrift und eine Sperl (Stecknadel) enthält. Mühsam entziffert Milla die eckige Schrift, welche den Gläubigen das Mirakel verkündet:

„Diese Sperl kam
Mir in den Schlund
Und kein Mensch
Mir helfen kunnt.

Maria mit dem Jesukind
Hat geholfen mir geschwind,
Durch Erbrechen kam's herfür
O wie herzlich dank ich Dir.
1863. Anna Lackneri n."

Hat die Gnadenmutter dieses Weib erhört und aus Todesangst befreiet, wird sie auch mir helfen in meiner Noth, denkt Milla und verläßt hoffend den Klobenstein.

Unheimlich tobt die Ache tief unten in der Klamm und das Donnern der eingezwängten hoch angeschwollenen Wassermassen erfüllt die Luft und geisterhaft rauscht es in den dichten Baumkronen des Hochwaldes.

Ist es nicht, als ertöne auch das heisere Bellen des sagenhaften feurigen Hundes, der im Entenloch, der schaurigen Höhlenkluft, den sagenhaften Schatz bewacht? Alte Leute wissen gar geheimnißvoll zu erzählen, daß der Schatz in der Kluft schier unermeßlich sei und ein sündenreiner Mensch den feurigen Hund nach einem alten Bannspruch verjagen und den Schatz beheben könne. Freilich dürfe der Gottreine vom Golde nur soviel nehmen, als er selber tragen könne. Auch Milla weiß von dieser alten Sage; ist sie aber sündenlos? Frommer wäre sie wohl als jener Trunkenbold, der mit seinem blödsinnigen Bruder den Schatz heben wollte und habgierig den Bruder in die Höhle eindringen ließ in der Absicht, ihm dann das Gold gewaltsam abzunehmen, falls der Blöde lebendig herauskommen würde. Gutmüthig drang der Geistesschwache ein, erschlug den bösen Hund mit einem Knüttel, worauf eine Jungfrau aus dem Felsen erstand, den Kasten aufschloß und den Befreier hieß, sich mit Gold zu be-

laden. Der verwirrte Schatzgräber aber sah in diesem Augenblick das weiche, weiße Bett der Jungfrau und rief: „Dirnail, Du hoscht mein Oad a scheans Bött!“ und steckte die Hand hinein, zog sie aber sofort mit einem jämmerlichen Schmerzensschrei ganz verbrannt wieder heraus. Die zum Schatzhüten verwunschene Jungfrau litt die „heiße Pein“ und wer ihr Bett berührt, wird verbrannt. Eilig wollte der Blöde entfliehen, doch die Jungfrau, bitterlich weinend, daß wieder einmal die Hoffnung auf Erlösung vergeblich ist, wies dem Burschen einen anderen Gang und sagte, er solle in entgegengesetzter Richtung gehen, weil draußen am Entenloch der böse Bruder harre, um ihn zu erschlagen und zu berauben. Und so entwich der Blöde mit den wenigen Goldstücken. Draußen wartete der schlechte Bruder, der, des langen Harrens müde, nun selbst die Höhle betrat. In diesem Augenblick stürzten unter Donnerkrachen die Felsen zusammen und begruben den Frevler für immer. — — —

Wie es steinelt in den Felsen; das Gebirge ist schier roglig geworden, von den Wänden bröckelt es ab stetig, kleine Steinchen hüpfen in munteren Sprüngen hernieder, dann folgen polternd größere Trümmer nach, die sich kollernd überschlagen und krachend an den Baumstämmen liegen bleiben. Und Erdreich rutscht nach, Muhren gehen nieder, sausend und Strauch und Baum mitreißend im jähen Sturz zur Tiefe.

„Hilf, Maria!“ fleht Milla zur Gnadenmutter und sieht starren Auges auf die Verheerungen rings um im Hochgebirge. Ein Wunder wird es sein, wenn das

Mädel ungefährdet aus diesen Wirrnissen auf die Höhe gelangt. Milla sucht die Steilrinne zu gewinnen, das Erdreich ist zu unsicher geworden; rutscht das Geröll im Kar wohl auch, so ist doch der felsige Untergrund fester und als Kind der Berge weiß das Mädel schon Fuß zu fassen und den verdächtigen trügerischen Geröllstellen auszuweichen, die bei der geringsten Bewegung knirschend in die Tiefe rollen. Aber mühselig ist dieses Emporklimmen; Milla wird matt, die Füße wollen sie nimmer tragen. „Hilf Maria!" Das Mädel rastet auf einem vorspringenden Felsblock, um ein wenig zu verschnaufen. Da knattert es schon wieder: oben muß ein großes Felsstück los geworden sein, das im Sturz da und dort anprallend mit seinem Geprassel die furchtbare Gefahr ankündigt. Blitzschnell beugt Milla sich hernieder und sucht Deckung unter dem Felsblock, der ihr schon vorher zur Ruhestätte diente. Und wenige Sekunden später saust das Gestein von der Höhe knapp über den Felsblock — — — „Maria hat geholfen!" Die Gnadenmutter hat vor jähem Tode bewahrt! — —

Noch ein letztes steiles Stück ist zu überwinden; Milla's müde Füße treten endlich auf feuchten Wiesenplan, die Donaueralm liegt vor ihr, oberhalb derselben die Martlhütte thront auf stolzer Höhe, von welcher sich ein wunderbarer Blick auf das wildzerklüftete Kaisergebirge erschließt. Gerne möchte die Dirn hier verschnaufen und von der Sennerin etwas Milch und Brod erbitten zur Stärkung nach anstrengender, mühevoller und gefährlicher Wanderung. Aber verlassen ist die Donaueralm; kein

Mensch ist weit und breit sichtbar, wiewohl die Hütte offen steht. Das Schellengeläute des verstreuten Almviehes läßt unschwer errathen, daß die besorgte Sennerin Viehsuchen gegangen sein wird; vielleicht ist eine Kuh auf muhriger Wiese mitgerissen worden und in die Tiefe gestürzt.

So steigt Milla wieder weiter; das letzte Stück der beschwerlichen Wanderung wird überwunden und todesmatt erreicht sie endlich die Martlalm, deren Hüttenthüre angelweit offen steht. Vergeblich ruft das Mädel auch hier nach der Sennerin; auch Sepp, der hier als Knecht dient Sommers über, gibt keine Antwort, leer die Hütte; auch der Halterbub ist nicht anwesend. Sollen auch hier die Almleute Viehsuchen gegangen sein?

Hunger und Durst ist aber jetzt am späten Nachmittag doch so groß geworden, daß Milla nach irgend etwas Eßbarem Umschau halten muß. Das arme Mädel ist seit Morgengrauen ohne die geringste Nahrung geblieben und nun will sich der Abend auf die friedlichen Almgründe senken. Bleigrau ist der Himmel noch immer, wetterdrohend ballen sich auf's Neue schwarze Wolken zusammen; es ist als wollte Gott die Bergler strafen bis zur Vernichtung ihrer Habe auf Feld und Flur. Aus dem Milchkammerl holt sich Milla einen Weidling Milch und in der Tischlade findet sich gottlob etwas Schwarzbrod; mehr benöthigt das abgehetzte Mädchen nicht zur Atzung. Wo nur Sepp sein mag? Seinetwegen hat sie das Wagniß unternommen, durch's roglige Gebirg aufzusteigen und nun ist kein Mensch auf der Alm. Wenn sie vor Einbruch der Nacht in Unterwessen sein

will, muß sie bald von der Alm aufbrechen; der Weg ist weit und schlecht über die vielen Gründe hinab. Soll sie heroben bei der Sennerin übernachten? Die Dirn wird kaum erbaut sein, wenn sie ihren Kreister mit einer Fremden theilen soll. Und wer weiß, was sie erst sagt, wenn sie erfährt, was Milla vom Sepp will! Soll das Mädel aber unverrichteter Sache wieder fortgehen; soll der weite Weg umsonst gemacht sein?

Und wenn Milla auch wartet, wer weiß wie lange es dauert, bis die Almer von der Viehsuche zurückkommen. Und wenn Sepp gar wildern gegangen ist — dann kann sie lange auf ihn warten. Unthätig in der verrußten Almstube sitzen, will Milla nicht länger; sie tritt vor die Hütte und horcht hinaus — nichts zu hören als das Rauschen des Waldes ringsum, dessen Stämme und Kronen sich im stärker werdenden Bergwind beugen; Nebel umzieht die Höhen, vom Wilden Kaiser glitzert auf einen Augenblick frischer Neuschnee herüber, dann schließt sich der Himmelsvorhang und dichter drängt sich der Schnee verkündende Nebel heran; von den nahen Höhen tosen die Bäche zur Schlierache in der Tiefe des Grabens. Will es wieder Winter werden, jetzt, wo der Brachmonat mit duftigem Heu die Scheunen füllen soll?

Milla geht über die nassen Wiesen quitschenden Schrittes der hinter der Almhütte ansteigenden von Fichten und Föhren bestandenen Höhe zu, die durch einen Zaun von dem angrenzenden Buchenwäldchen abgeschlossen ist, hinter welchem eine Steilhalde zur Tiefe des Schlierbaches sich hinabzieht. Seltsam, am Viehfang steht Galtvieh und

glotzt über den Zaun, als wär' wunder was zu sehen. Das Mädel tritt näher, steigt über den grob eingesteckten Fang, um an der Lichtung auf die steile Halde hinabzusehen. Kaum hat sie das Buchenhölzchen hinter sich, da prasselt ein furchtbares Hagelwetter hernieder, sodaß Milla entsetzt die Hände über den Kopf hält, um sich einigermaßen vor dem Anprall der eigroßen Eisstücke zu schützen. Warum das Mädchen nicht unter den Buchenkronen Schutz sucht? Sie tritt auf die abschüssige Wiese völlig heraus und ruft durch den tobenden, fürchterlichen Sturm mit gellenden Lauten: „Sepp! Sepp!"

Mag das Unwetter wüthen, ihr Ziel ist erreicht: von der seitlichen Höhe herab kommt der Knecht wirklich mit einem Kalb in den Armen.

„Sepp!"

Der Knecht zuckt zusammen, als er des Mädchens ansichtig wird und ein böses Lächeln huscht über sein gefurchtes Gesicht, in das der Sturm die Hagelkörner peitscht. Sepp winkt dem Mädel, stehen zu bleiben, indeß er vorsichtig den Hang von oben im Halbkreise umgeht. Endlich zur Milla herabgekommen, müssen Beide laut schreien, um sich im Getöse des entfesselten Sturmes einigermaßen verständlich zu machen.

So brüllt Sepp, was Milla bei solch' lebensgefährlichem Wetter auf der Alm wolle.

Und das Mädel ruft ihm gellend zu, daß sie ihn bitten möchte aus tiefstem Herzensgrund, ehrlich an ihr zu handeln. „I bitt Di, Sepp um Gottes Jesu Willen!"

„Mach' koa' Kamedi!"

„Sepp!“ klingt es verzweiflungsvoll durch den Sturm. Milla will sich mit jäher Wendung an Sepp anklammern. Doch der Knecht weicht zurück.

„Sepp, verlaß' mi' net!“

Ein Blitzstrahl zuckt hernieder; krachend spaltet er eine Buche, deren Trümmer auf die unterschwemmte Steilwiese fallen. Im Nu geräth der durchwaschene Hang in's Rutschen, die Wiese rollt mit dem ganzen Erdreich abwärts — verzweifelnd will Milla aufwärts springen auf den festen Rand am Wäldchen, sie will nach Sepp greifen, der höhnisch am sicheren Port steht. Des Mädchens Arme greifen in's Leere, — krachend fährt die Muhr in die Tiefe.

Das Mädel sieht sich verloren und gellende Hilferufe entringen sich ihrem verzweifelnden Herzen — ein letzter Laut: „Fluch! Fluch Dir, Mörder!“ Hoch hebt die Erdmuhr das gestürzte Mädchen am Rand der Grabenböschung, dann fällt das Erdreich polternd hinunter in die Enge des tobenden Schlierbaches. — — — —

Gelassen durchquert Sepp mit dem Kalb auf den Armen das Buchenwäldchen, übersteigt den Viehfang und geht der nahen Martlalm zu. Die losgegangene Erdmuhr hat ihn von dem lästig gewordenen Mädel befreit. Er hätte Milla retten können, wenn er das Kalb hätte fallen lassen und das Mädel von der rutschenden Wiese zurückgerissen haben würde. Aber das Kalb ist werthvoll und das Mädel unbequem mit der ewigen Jammerei — —

„I hab's ja net nunterg'stoßen!“ entschuldigt Sepp in Gedanken seine Herzlosigkeit.

* * *

Das Unwetter hat sich verzogen, das dunkle Gewölk ist durch den in Nord umgesprungenen Wind verjagt; kleine Streifen blauen Himmels werden am Firmament sichtbar nach langer Zeit völliger Verhüllung, im fernen West grollt noch der Donner; die Sonne hat sich endlich wieder durchgerungen und ihre Strahlen beleuchten grell das von den entfesselten Elementen im Hochland angerichtete Unheil. Winterlich sehen die vom Hagel niedergeschlagenen Fluren aus, dicht wie Schnee liegen die Schlossen: wahre Eisfelder durchmischt von den geknickten grünen Ähren der Korn- und Haferfelder. Schwarz gähnen die des Wiesenschmuckes beraubten Hänge; böse hat der Windbruch in den Wäldern gehaust, kreuz und quer liegen die gebrochenen und gedrückten Stämme: ein Chaos von Geäst und bloßgelegtem Wurzelwerk. Vom Geröll verschüttet sind die würzigen Almgründe, über die geschützteren Wiesen gurgeln ausgetretene Wässer. Klaffende Lücken weisen die Dächer der einsam liegenden Almhütten auf, weit um liegen die entführten Schindeln; was die Windsbraut losreißen konnte, ist weggeweht. Zäune liegen gebrochen darnieder; Viehfanggatter sind wie Strohhalme geknickt, aus den Angeln gehoben und auf die verwüsteten Felder getragen; Ackergeräthe sind verschleppt, in der ganzen Landschaft alles durcheinander geworfen. Wilder denn je donnert der Schlierbach aus der Grabenenge hinaus in die Thalweitung, sein Schaumsturz hat sich durch die Massen der abgegangenen Erdmuhr durchgerungen, brausend stürmen seine Wogen hinab; eine schmutzig braungelbe Fluth, die tanzende Blöcke, knirschendes

Geröll, Rasentrümmer mit sich führt, breit das Gelände überschwemmend, bis bei Hinterwessen der Ballast zu Boden sinkt und zurückbleibt, indeß die gurgelnden Wogen weiterhasten und an die Gehöfte hinanzüngeln: raubgierig, nach Beute lüstern, unheildrohend.

Wo die Brunnen früher hellklares Wasser lieferten, quillt eine eklig ockerfarbige Fluth aus den Röhren, die selbst das durstende Vieh verschmäht.

Beim Pföderlhofe stehen die unteren Wiesen unter Wasser; fast bis zum gepflasterten Hauseingang reicht der entfesselte Bergbach. Entsetzt beschaut das Gesinde die Bescheerung; die im unteren Gelasse wohnenden Dirnen haben nicht übel Lust, ihre Stuben auszuräumen aus Furcht, daß die trübe, wilde Fluth ihnen noch zum Fenster eindringen werde. Ein Machtwort des Moar gebietet den Knechten, den Hauseingang durch Dünger, umgelegte Bänke und Holzscheite zu sichern und die herandrängenden Wogen abzuhalten. Eilig vollführen die Knechte diesen Befehl, sodaß bald ein kleiner Schutzdamm an der Front des Hofes entsteht. Ein Glück, daß das Wetter sich aufhellt; schon flimmern einzelne Sterne am Himmel. Dämmerung umfaßt das Gelände, in dem der Frieden fehlt und das der gierige Bach durchtobt.

Aufmerksam sieht der Altknecht den Wogen entgegen; er will prüfen, ob nicht weiteres Geröll und Geblöck herunterkommt. Sein scharfes Auge erblickt im Zwielicht einen auf den Wogen tanzenden Gegenstand in Kugelform, von den erzürnten Wellen hin- und hergeworfen. „Den Enterhaken her!“ ruft der Moar und sucht mit

der Eisenspitze an der langen Stange den seltsamen Binkel aus der Schlammfluth zu fischen. Endlich gelingt der Fang: ein Wäschebinkel ist es. Wie kommt dieser in in den entfesselten Schlierbach? Ein schrecklicher Gedanke durchzuckt des Altknechtes Gehirn: ist nicht die Kellnerin in der Morgendämmerung mit einem Binkel gen Alm gegangen? Und jetzt am späten Abend bringt der Schlierbach aus dem Graben den herrenlosen Binkel. Da muß ein Unglück geschehen sein! Wer weiß, ob nicht auch das Mädel auf den Fluthen daherkommt, als Leiche?!

Rasch verständigt der Moar den Pföderl von seiner Vermuthung, der sich augenblicklich bereit erklärt, mit auf die Suche zu gehen. Einige Knechte werden sammt einer Stalllaterne und Enterhaken mitgenommen und getheilt marschiren die Männer links und rechts des Baches grabenaufwärts in die klammartige Enge, bis die Massen der in den Schliergraben gestürzten Muhr ihnen Halt gebieten. Grausig beleuchtet der schwache Schein der Laterne die fürchterliche Verwüstung: das in der Klamm aufgehäufte Chaos von ungeheuren Haufen Erdreich, Rasenfetzen, Felstrümmern, entwurzelten und geborstenen Baumriesen; alles wild durcheinander geworfen: ein colossales Stauwehr, vom tobenden Bergbach durchwühlt. Wie die Männer auch im Bachbett mit den Haken sondiren, nichts ist zu greifen als nacktes Gestein, an welchem der eiserne Haken klirrend abprallt. Der Moar besieht aufmerksam den oberen Theil der Stauung und leuchtet emsig herum. — „Ha! Was ist das?“ Dort oben wie von Gottes schützender Hand gebettet liegt auf dem Geäst einer ge-

stürzten wuchtigen Tanne ein menschliches Wesen, bewußtlos oder todt. Mühsam klettert der Moar empor und leuchtet näher hin: „Großer Gott! Die Kellnerin is' 's!"

Eilig klimmt nun auch der Pföderl aufwärts und fragt keuchenden Athems: „Is' sie todt?"

„Zerschunden is' sie gnua' und wie todt — aber 'brochen is' ihr nixen, moan' i! Der Schädel is' aa no ganz — wie moanst, Pföderl, bringen ma (wir) 's hoam auf Dein' Hof?"

„Freili — wo denn anderscht hin!"

„Obacht, Manner!" Und nun griffen Pföderl und der Moar das abgestürzte Mädchen bei den Armen und ließen es mit den Füßen voraus von der Höhe der aufgestauten Muhr hinab, wo sofort die untenstehenden Knechte den Körper faßten und an sicherer Stelle niederlegten.

Ob man gleich hier versuchen sollte, die Dirn in's Leben zurückzurufen? Der Altknecht räth zur Heimkehr, man solle das Mädel an Händen und Füßen tragen und vom Hof soll dann sofort nach Unterwessen um den Arzt geschickt werden.

Bei trübem Laternenschein ward der unheimliche Heimweg angetreten und die ohnmächtige Dirn auf den Pföderlhof getragen.

Was dem Bauer für seltsame Gedanken durch den Kopf gehen! Lebendig wollte die Dirn nicht auf seinen Hof kommen — jetzt tragen seine Knechte sie vielleicht todt hinein — — — Wer hätte das geglaubt!

Wenige Stunden später rasselte das Gefährt des

Pföderls mit dem Renner bespannt auf der einsamen Straße in rasender Eile um den Arzt. —

In der Stube von Pföderls verstorbener Mutter liegt wie tot die mit der Muhr abgestürzte Milla und emsig ist der rasch erschienene Arzt bemüht, sie in's Leben zurückzurufen, nachdem die rasche Untersuchung ergeben, daß der Fall nicht tödtlich wirken konnte.

In der Eßstube harrt Pföderl auf den ärztlichen Bescheid: ängstlich das Schlimmste befürchtend und doch wieder im Geheimen hoffend, daß die Rettung gelingen möge. So dämmerte ein neuer Morgen herauf bis der Arzt herabkam, der die Schwerkranke den Dirnen überließ zur weiteren Pflege. Sein Ausspruch lautete auf Nervenfieber und möglicherweise kann der Sturz mit der seelischen Aufregung auch noch eine Verschlimmerung ihres sonstigen Zustandes herbeiführen.

Ob der Bauer erlaubt, daß um eine barmherzige Schwester nach Traunstein telegraphiert werde?

„Alles verlaub i und zahl' i; wenn nur das Madel am Leben bleibt!" erwiderte der Pföderl.

Und schon am nächsten Abend waltete die herbeigerufene Schwester still ihres liebevollen Amtes zur Pflege der schwer erkrankten Milla, die in wilden Fieberphantasien lag und die seltsamsten Dinge vorbrachte von Fluch und Absturz, Mord und Frevelthat an Menschenleben. Die Pflegerin, an Seltsamkeiten der Fieberkranken gewöhnt, behielt die Phantasien und furchtbaren Anklagen bei sich; es wird ja die Zeit schon Alles klären.

IV.

So sehr die Dörfler sonst über Alles zu spötteln wissen und an dem besten Menschen kein gutes Haar lassen, die hilfreiche That des Pföderl mit seinen Knechten fand in den Wessener Dörfern entschiedene Billigung; selbst die Burschen, die aus Bosheit jene Tattermanndln setzten, empfanden heimlich etwas wie Scham und innerlich waren sie froh, daß der Streich durch frühzeitige Beseitigung der Schandbäumchen nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, zur allgemeinen Kenntnis gekommen ist. Wer laut die That des Pföderl pries, war insbesondere der allgemein verehrte Pfarrer von Unterwessen, der den andächtigen Zuhörern sogar von der Kanzel herab den Jungbauer als wahren Samariter lobte und sein Beispiel von reiner Nächstenliebe zur Nachahmung empfahl. Freilich stutzten die Oberwessener, die ja von dem verunglückten Heiraths-antrag Pföderls Kenntniß und nicht übel Lust hatten zu kalkuliren, daß der Jungbauer vielleicht doch darauf spekulire, durch seine That die Dankbarkeit Milla's nach ihrer Genesung wachzurufen und sie dann zu veranlassen, daß sie doch noch seine Bäuerin werde. Der Ausspruch des Seelenhirten ist aber zu deutlich und verständlich, da gibt es kein Rütteln und Deuteln daran und so bequemten sich auch die bissigsten Zungen dazu, dem Pföderl wenn auch nichts gutes, so doch auch nichts schlechtes nachzureden.

Der Jungbauer hatte indeß für nichts anderes Sinn als für das Wohl der in Mutters Stube liegenden Milla zu sorgen. Oft genug im Tage schlich er die alte, knarrende Treppe in Strümpfen hinauf, um die Kranken-

wärterin zu fragen, ob irgend etwas für Milla benöthigt werde oder zu beschaffen sei. Eines Tages erhielt er zu seiner nicht geringen Befriedigung von der barmherzigen Schwester an der Thürschwelle die Mittheilung, daß das Fieber überwunden und das klare Bewußtsein wiedergekehrt sei. Pföderl mußte an sich halten, um nicht einen Juhschrei loszulassen, so freute er sich über diese heißersehnte Wendung. Aber augenblicklich wurde er wieder still, ja niedergeschlagen, als die Pflegerin ihm bedeutete, daß die Kranke nach Verständigung über ihren Aufenthaltsort schier mit Gewalt sich vom Lager erheben und den Hof verlassen wollte. Daran wäre nun in keiner Weise zu denken, wie überhaupt auch der Arzt versichert habe, daß die Kranke nicht transportabel sei.

Ganz traurig wurde Pföderl ob dieser Mittheilung; die Milla will also selbst als Kranke nicht in seinem Hause bleiben; da kann er sich alle anderen Hoffnungen nur gleich aus dem Herzen reißen und aus dem Kopfe schlagen. Und wie er das Mädel kennt, ist mit Sicherheit zu erwarten, daß Milla kaum genesen, seinem Hof den Rücken kehren und keine Stunde länger, als der Arzt gebietet, bleiben werde.

Wie lange die Krankheit wohl anhalten werde, fragte Pföderl eines Tages den auf den Hof gekommenen Arzt, als dieser Milla untersucht hatte.

„Dauert es Euch wohl schon zu lange?“ fragte der Arzt entgegen.

„Ah, koan’ Schein, Herr Doktor! Mir waar’s recht, wenn’s gar nimmer gsund wurd’!“

„Wie? Ist das auch eine Nächstenliebe?"

„Und ob! I moan's ja net schlecht, Herr!"

„Na, ich will's beste glauben; aber möglicherweise kann der Aufenthalt doch länger dauern, als das Gott sei Dank überwundene Nervenfieber ihn rechtfertigen wird".

„Wie moanst, Herr Doktor?"

„Mein lieber Pföderl! Ich fürchte, der Sturz wird den Zustand Millas beschleunigt haben und wir werden noch die Hebamme benöthigen!"

„Ah, ah!"

„Sorgt nur Pföderl, daß Wäsche und was sonst Alles für einen solchen Fall nöthig ist, aus Traunstein hierhergebracht wird. Euer eigenes Kinderzeug wird wohl nicht mehr vorhanden und wenn, kaum zu gebrauchen sein. Also schlaun' Er sich, Pföderl!"

„Hiazt, so was!" Mehr brachte der Jungbauer nicht über das Gehege seiner Zähne. Und sofort nach des Arztes Abfahrt suchte der Pföderl seinen Vertrauensmann, den Moar, auf, um diesen Fall zu besprechen. Der Altknecht brachte im ersten Augenblick auch vor Staunen den Mund nicht zu; dann aber faßte er sich doch, wiewohl die Bescheerung groß ist für den Pföderlhof als Heim eines ledigen Jungbauern. „Aber, was magst machen!" sagte der Moar, „Du hast A g'sagt und mußt aa B sagen und wenn's sein muß das ganze Buchstabenvolk durch bis auf's Z."

„No, i spreiz' mi' ja net; aber eppas viel is' es do für mein' Hof! Und dös Gered' nacher erst von die Leut!"

„Sell is' dös minderscht! Schau, daß all's da is'

was braucht wird; dös werd wohl d'Hauptsach sein. Hast du 's Dirndl als Weib haben wollen, und hast es dann als vermoantliche Leich' in 'n Hof kriagt, so muaßt es aa hinnehmen, daß D' hiazt ihr Kind in's Haus kriagst. Oder soll 's Dirndl 'leicht auf d'Straßen 'naus und dort ihre schwerste Stund' abwarten, ha'?"

„Um Gott's Willen na! Aber, Moar, i, als a lediger Bauer, kann do net selm af Traunstoa' 'nei' und Kind'swäsch' einhandeln! Sell geht do' net!"

„Na' soll's die alt' Häuserin thoan!"

„Die — na, Alter, i red's net drum an; die hantige Wab'n fürcht i'!"

„So, so! Aber a Kellnerin in's Haus z' bringen, sell hättst Di' vor der Häuserin net g'fürch't! I moan allweil, Pföderl, Du hätt'st von ihr eppas saftig's z' hören kriagt, 'bald Di' die Milla — ang'nommen hätt'!"

„Ja — Du magst Recht hab'n! Aber was thoan ma aftn? Her muß dös Kloanzeug und g'schwind aa no; der Doktor hat die G'schicht grad pressant g'macht!"

„Pressant sagst? So, so! Aftn werd' wohl i alter Esel selber af Traunstoa' fahren und in meine alten Jungg'sellentäg' a Kinderwäsch einhandeln müssen! Sell sag i Dir schon, Pföderl: wennst es net Du warst, i that's net. Liaber treibet i a paar Dutzend Öchseln uma und trächtige Küh', als in der Stadt a Kindswäsch' einz'kaufen! Und was dös schönst is': i woaß ja gar net, was i All's einhandeln soll!"

„Sell woaß i aa net! Frag' halt d'Ladnerin und die

G'schäftsfrau; 'bald sie Muatter is' oder war, wird sie 's schon wissen!"

„Du red'st di leicht, Pföderl; dös kann guat werd'n und a Ladnerin red i g'wiß net an; aber i werd' die G'schicht schon mach'n. Dir z'Liab, Pföderl, und Dein'm seligen Alten!"

„Na dank i Dir halt recht sakrisch, Moar, für Dein'n guaten Willen und 's Geld gib i Dir aa glei'".

Richtig wurde der Altknecht sofort mit Geld und einem Reisesack ältesten Jahrganges ausgerüstet und noch am selben Abend stapfte der Moar zu Fuß hinaus nach Marquartstein, um von dort mit der Bahn nach Traunstein zu fahren.

Wenn nicht der praktische Arzt für Alles vorgesorgt hätte, der zu erwartende Weltbürger hätte den Pföderlhof wohl völlig in Unordnung angetroffen.

Der von Traunstein hochbepackt heimgekehrte Altknecht mochte wettern wie er wollte: die durch die Neuigkeit völlig aus dem Häuschen gebrachten Mägde parirten absolut nicht mehr; der unerhörte Fall muß bis zur Neige durchgesprochen werden und beim Reden kann man bekanntlich nicht viel arbeiten. Und wenn die Knechte allerdings weniger zu diskuriren hatten, zuhören wollten sie wenigstens den Dirnen und Arbeiter, die mit offenem Mund horchen, haben die Hände in Ruh'. Nur eine Person arbeitete unentwegt, die alte Häuserin, aber ihre Zunge arbeitete nicht minder. Wer es konnte, wich ihr aus; die hantige Wab'n besitzt außer dem scharfen Mundwerk, das einen Engel in Fransen reißt, falls der Engel nicht bei der Häuserin in Gnaden

steht, eine Wurffertigkeit und Treffsicherheit, die dem Pföderl schon manches Häferl kostete und den Getroffenen manche Beule am Kopf eintrug. Wie aber jene Stunde kam, in welcher Milla einem Knaben das Leben gab, da klirrten Scherben in der Küche, die aber nicht durch Würfe entstanden, sondern durch übermäßige Eilfertigkeit der alten Häuserin, welche dem Neugeborenen außer dem Badewasser sofort auch ein kräftiges Süpplein bereiten wollte und im Übereifer Schüsseln und Hafen in's Rollen und Springen brachte. Das alte Weib war wie umgewandelt und aus der Wochenstube kaum mehr herauszubringen, sodaß die Eh'halten in Gefahr kamen, um ihr redlich verdientes Essen gebracht zu werden. Und seltsam, die Häuserin war es auch, die vom Pföderl forderte, er müsse Taufpathe von Milla's Bübchen werden, wie sie selbst den neuen Weltbürger zur Taufe tragen werde nach Unterwessen.

Rein zum Ofen einschlagen ist eine solche Neuigkeit! Selbstverständlich hatte der Jungbauer nichts eiligeres zu thun, als den Willen der Häuserin zu erfüllen und so wurde denn das Fuhrwerk in Stand gesetzt, sorgfältig geputzt, der ungarische Jucker vorgespannt und Pföderl selbst führte seine alte Häuserin mit dem Täufling in flottem Trabe über Daxenberg nach Unterwessen, wo dann der ehrenwerthe Pfarrer die heilige Taufe vornahm, den Sprößling auf Milla's Wunsch Sebastian taufte und in die Matrikel eintrug. Die näheren Umstände wußte der hochwürdige Herr ja schon und Pföderl brauchte nicht lange Explikationen zu machen. Was der Jungbauer

aber nicht erwartet hatte, war ein reines Lob des Pfarrers für Pföderls wackeres Handeln, das der Bauer einstecken mußte, weil die Häuserin ihm deutlich genug mit den Augen winkte.

Nach der kirchlichen Handlung ging es freilich schleunigst wieder heim; für ein „lediges“ Kind gibt es ja keinen solennen Taufschmaus. Dafür steckte aber Pföderl dem Täufling eine Anzahl Taufthaler und ein Amulet: einen Marienthaler an einer blauseidenen Schnur, den Pföderl einst selbst von seinem Taufpaten erhalten, in das Kissen, bevor der kleine Wastl seiner Mutter im oberen Gaden wieder eingehändigt wurde.

Pföderl selbst betrat mit keinem Schritt die Stube, wie er auch während der Krankheit Milla's nur an der Thürschwelle Erkundigungen über ihr Befinden eingezogen hatte. Eine ihm selbst unerklärliche Scheu hielt ihn ab, Milla zu sehen und zu sprechen. Ein Wiedersehen jetzt müßte für Milla doch recht schmerzlich sein und Schmerz will Pföderl dem armen Mädel ersparen; sie hat ja Bitterniß genug.

So gingen die Tage herum; Milla's Befinden wurde besser, der kleine Wastl schrie tapfer in die Bergwelt und brachte Leben in den Pföderlhof. Die alte Häuserin entwickelte, seit die barmherzige Schwester den Hof verlassen, eine Geschäftigkeit, die ihr kein Mensch je zugetraut hätte und die sie selbst glücklich machte, sodaß sie allmählich ganz rosiger Stimmung wurde. Die Eh'halten trieb der Moar nachdrücklichst zur Arbeit, die Androhung der Entlassung wirkte Wunder; es war gerade umgekehrt:

die Dirnen, die mit Milla nicht unter einem Dache sein wollten, sputeten sich, des Altknechtes Zufriedenheit zu erwerben, um nur ja nicht vom Hofe weg zu müssen. Unbehaglich war es nur zwei Menschen auf dem Hofe: dem wie traumverloren herumgehenden Bauer und der in die Stube zurückgezogenen Milla, die bereits die Minuten zu zählen begann, bis sie fähig wird, das Haus zu verlassen. Mit der Häuserin gab es einen höllischen Verdruß, weil der Pföderl sie auf ihre Bemerkung, daß man das Bübel eigentlich auf dem Hofe behalten könnte, so eigen ansah und die Antwort schuldig blieb. Und merkwürdig, Milla machte es genau so: derselbe sonderbare Blick und eisiges Schweigen. Was doch die Menschen wunderlich sind! Jetzt, wo die alte Häuserin die größte Freude an dem in's Haus geschneiten Knirps hätte, nun will weder der Bauer noch die Mutter des Kindes davon etwas wissen. Den Pföderl könnte die Häuserin schließlich rumkriegen; aber daß Milla nicht einsehen will, welche Last man einem jungen Mädchen abnimmt mit dem Kinde — das begreift die Häuserin absolut nicht. Wie manche verheirathete arme Mutter wäre froh, wenn sie ein Kind in so gute Hände und Pflege geben könnte, ohne daß die Aufziehung und Versorgung auch nur einen Groschen kostet. „O Eigensinn!" seufzte die Häuserin und warf dann im erwachenden Grimm ein Häferl auf die kichernde Küchenmagd, welcher die alte Häuserin als Seufzerin so komisch vorkam, daß sie in sich hineinlachen mußte. Und weil es der Häuserin nicht so recht hinausging, wie sie sich die Entwicklung der Dinge vor-

stellte, so ward sie allmählich wieder bissig, mürrisch und hantig wie zuvor und kein Mensch konnte es ihr recht machen. Je mehr aber der kleine Wastl schrie und strampelte, desto lieber hätschelte die alte Frau das Büblein, das ihr an's Herz gewachsen schien.

Der Pföderl unternahm, weil es ihm zuhause nicht behagte, wieder seine Ausflüge mit seinem feschen „Zeugl" und jagte seinen Jucker auf den Landstraßen dahin, als müßte der werthvolle Gaul sich noch todtlaufen. So fuhr er eines Tages wieder einmal nach Traunstein auf längere Zeit, wie er bei der Abfahrt dem Moar sagte.

* * *

Auf dem Hofe war es recht still geworden; die besser gewordene Witterung gestattete endlich die Feldarbeit, die Eh'halten waren auswärts mit dem Altknecht, nur die Häuserin rumorte im Hause und der Hofhund sonnte sich in den langentbehrten warmen Strahlen.

Will das bleiche Weib mit dem Büblein am Arm sich gleichfalls in der Sonne ergehen? Milla tritt mit ihrem Kind in's Freie; unwillkürlich richtet sie den Schritt dem Schlierbach entlang, der wieder besänftigt im alten, engen Bett murmelnd dahinfließt in klaren Wellchen. Vom Thalgelände sieht man hinauf auf die Kiemhauser=alpe und Milla richtet einen langen Blick hinauf auf die saftgrünen Fluren. Nur ein großer dunkler Fleck ganz oben in einem Dreieck, von grünen Buchen und Fichten umsäumt, deutet an, wo die Erdmuhr abging. Will Milla wieder gen Alm gehen? Fast scheint es so;

sie steigt auf dem altbekannten Pfad hinan, häufig hinter sich blickend, wie wenn sie sich vergewissern wollte, ob ihr jemand folge. Doch wie ausgestorben liegt die Landschaft im Felsen umrahmten Kessel; die erwärmte Luft zittert auf den herrlichen Wiesen, ein wahrer Gottesfrieden ruht über dem Gelände. An einem Feldkreuz knieet Milla nieder und verrichtet ein langes Gebet; sie hebt ihr Kind empor zum Gekreuzigten, dem Menschenerlöser dasselbe empfehlend; dann aber nimmt sie den Kleinen wieder in den Arm, beruhigt ihn durch milde Worte und zärtliche Küsse und schlägt einen Feldweg ein, der allmählich in's Gehölz führend, sich gegen Unterwessen hinauszieht.

Gegen Mittag schickt die Häuserin eine heimgekommene Dirn mit dem Essen für die Leute auf's Feld und für Milla und den Kleinen will sie selbst das Mittagbrod in die obere Stube tragen. Doch Milla ist nirgends zu finden; dafür liegt ein Zettel auf dem Tisch, auf welchem in ungelenker Schrift zu lesen ist: „Tausent Dank enk alen, ich mus fort; ein längeres Bleiben drucket mir die Sel ab. Adje! Milla."

Fast hätte die Häuserin die Schüssel fallen lassen, so sehr erschreckten sie diese Zeilen. Fort ist sie mit sammt dem herzigen Bübchen, fort ohne Abschied, ohne ein einziges Wort! Und warum wohl? Ihr hat doch kein Mensch auf dem Hof etwas zu leid gethan; im Gegentheil war doch Jedes bestrebt, ihr gefällig zu sein und für ihr leibliches Wohl ist gesorgt worden, wie wenn sie die Bäuerin selbst gewesen wäre. Und dennoch ist sie

fort; sie muß sich förmlich hinweggeschlichen haben. Das ist undankbar nach der Meinung der alten Häuserin und dummes Zeug ist es, was das Mädel schreibt vom Seelabdrücken. Sie soll nur schauen, wo sie wieder so gut gehalten werden wird, wie auf dem Pföderlhof — eine Prinzessin hätte es nicht besser haben können. Na, der Pföderl wird Augen machen! Es ist unerhört, sich so fortzuschleichen, ganz aus der Weis'!

Als der Bauer endlich heimkehrte mit dem abgehetzten Gaul und noch auf dem Wägelchen sitzend die Botschaft von Milla's Flucht hörte, wollte er in der ersten Gefühlsaufwallung sofort wieder wegfahren; doch der Moar nahm ihm die Zügel aus der Hand, wies auf den mit Schweiß bedeckten Gaul und dann mit dem Zeigefinger auf die Stirne, wie um anzudeuten, daß es im Oberstübchen des Bauern nicht ganz richtig zu sein scheine. Zur Erklärung dieser Anzüglichkeit fügte jedoch der Altknecht hinzu: „Sie is' ja schon sitter zwoa Täg furt! Die holst nimmer ein, aa net, wenn D' mit 'm Teifi hinterherfahrst!"

„Seit zwoa Täg schon?"

„Ja!"

„Sell sieht ja so aus, als hätt' sie eigens g'wart', bis i furtg'fahren bin!"

„Kann schon sein! Aber mach', daß D' hiazt vom Wagl 'runterkimmst, Pföderl! Drinnen liegt der Zettel, den s' z'rucklassen hat."

Flink ist jetzt der Pföderl herunten und in der Stube, wo er statt eines Grußes von der Häuserin den

Zettel Milla's verlangt. „Oben in ihrer Stuben liegt er!" sagte die beleidigte Häuserin und schlug aus der Wohnstube tretend die Thüre hinter sich zu, daß das Haus schier zitterte. Wie der Blitz schoß Pföderl die Treppe hinan und betrat die Stube seiner Mutter, die Milla so lange Zeit bewohnt hatte. Richtig steht es schwarz auf weiß, daß Milla ihn verlassen. Und nicht einmal einen besonderen Gruß für ihn hat sie niedergeschrieben — „dank enk alen!" Für ihn nichts extriges und er hat doch so viel für sie gethan! Dem Pföderl wird doch recht weh' um's Herz. Und dort auf dem alten Commodekasten seiner Mutter selig liegt Milla's Binkel; sie hat Alles zurückgelassen bis auf ihr Kind. So ein Leichtsinn; mit einem Wickelkind in die Welt zu ziehen ohne Wäsche, ohne sonstige Kleidung. Hm! Ob sie die Taufthaler auch liegen gelassen hat? Pföderl bindet den Binkel Milla's auf: richtig liegen die Thaler darinnen bis auf den Amuletthaler mit dem Marienbilde und dem blauen Bande. Gottlob, daß sie wenigstens diesen mitgenommen hat! Möge der Marienthaler ihr und dem Kinde Glück bringen! Bei guten Menschen soll er ja die Eigenschaft haben, das Silber zu vermehren; wenigstens glaubten dieß früher alte Leute.

V.

Jahr um Jahr ging vorüber; der böse Winter in den Bergen mußte immer wieder weichen, wenn der Lanks (Frühling) seine Herrschaft anzutreten hatte mit Föhnsturm und Regen, bis endlich mit den letzten Resten des hartnäckigen Schnees in den Schründen und Klüften aufgeräumt war und die Almen wieder bezogen werden konnten. Und dann kam der rauhe Herbst und wieder ward es Winter in ewiger Reihenfolge. Auf dem Pföderlhofe hat sich im Lauf der vielen Jahre manches verändert; die alte Häuserin ward begraben, etwa zehn Jahre nach dem Verschwinden Milla's; bald darauf fuhr man auch den Moar auf den Friedhof von Unterwessen. Der Pföderl selber hat endlich doch eine Bäuerin gefunden aus der Traunsteiner Gegend; eine Heirath mehr aus Vernunft als Liebe, denn jung ist der Pföderl nicht mehr und eine Wirthschafterin braucht er ja doch. Wohl hatte er einige Zeit hindurch, so lange er sich abmühte, den Aufenthaltsort Milla's zu eruiren, die Hoffnung in sich getragen, daß sie vielleicht doch einmal zurückkehren und schließlich sein Weib werden würde. Aber nachdem Alles vergeblich war und Milla selbst für die Polizei als verschollen galt, mußte er jede Hoffnung für immer aufgeben und da ihm eine Bauerntochter als arbeitsam, ehrbar und auch vermöglich „verrecommandirt" worden war, griff er endlich zu und führte eine Bäuerin auf seinen Hof ohne besonderen Hochzeitsprunk. Eine Um-

wälzung erfolgte auf dem Pföderlhofe weiter nicht, weil die Ehe kinderlos blieb und so verfloß Jahr um Jahr. Wie dem Pföderl allmählich die grauen Haare wuchsen, so erging es auch anderen Leuten und graumelirt wurde auch der Winterstallersepp, der in stetig gleicher Folge im Winter auf dem Gehöft des Martlbauern in Achberg arbeitete und Sommers über auf dessen Alm auf Kiemhausen hauste und wie immer inzwischen trinken und wildern ging. Noch trug sein Backenbart den röthlichen Schimmer von einst, aber vierundzwanzig Jahre übten ihre Wirkung aus; der Haarboden ward schütter und mahnend an irdische Vergänglichkeit drängen die grauen und weißen Vorboten des Alters sich hervor. Auf die Körperkraft hatten diese Vorboten keinen Einfluß beim Sepp und auch auf seinen Magen nicht, der wie in der Jugendzeit ungeheure Mengen an Flüssigkeit wie an fetten Schmalzspeisen bezwingt. Ebenso steigt der Sepp noch vorzüglich, besonders auf verbotenen Wegen und merkwürdigerweise wurde er in dem langen Zeitraum niemals beim Wildern und Paschen erwischt, trotzdem der alte, gutmüthige Waldaufseher durch eine jüngere, strammere Kraft ersetzt wurde. In den Wirthshäusern führte er das alte Trunkenboldleben fort wie seine Stricherlwirthschaft, solange seine Freunderln auf den Wirthschaften hausten. Freilich, in dem einen oder anderen Gasthause zogen allmählich andere Leute auf, die von dem früheren „Handel" nichts wußten und welchen der alte Wilddieb neue Vorschläge nicht machen wollte, aus Furcht abgewiesen oder gar angezeigt zu werden. Dadurch verminderten sich

seine Einnahmen aus der Wilderei ganz erheblich, wie auch sein Credit geringer wurde in den Wirthschaften mit neuen Pächtern oder neuen Besitzern. So kam es denn, daß der Sepp oft lange nicht mehr zu Thal ging, weil ihm das Geld zum Trinken fehlte und manche Wirthe nichts borgen wollten. Das Schwärzen war nie besonders einträglich und aus Vorfällen, wo Burschen trotz aller Schlauheit und List von den österreichischen und bayerischen Grenzaufsehern abgefangen und dann von den Gerichten höllisch scharf verurtheilt wurden, ließ sich Sepp rasch witzigen und steckte den wenig lohnenden „Nebenverdienst" ganz auf.

Auf der Martlalm veränderten sich nach jahrelangem stets gleichmäßigem Betrieb der Almwirthschaft die Verhältnisse insofern, als eines Tages der Martlbauer mit einem jungen Schweizer einen Pacht einging, wonach der Pächter sich verpflichtete, dem Bauer alle nicht selbst benöthigte Milch zu festen Preisen abzunehmen und gegen eine weitere Entschädigung die Almhütte mitzubenützen zur Ausübung einer Käserei. Zugleich accordirte der Schweizer mit anderen Almbauern den Milchbezug und arbeitete dann den Sommer über flott in seiner Käserei. Auf der Martlalm war der Aufzug des jungen Schweizers, von dem man bloß wußte, daß er Rapplwastl hieß und ein sehr fleißiger Bursch sein soll, etwas neues; aber es gewöhnten sich sowohl die Sennerin, des Bauern eigene Tochter, als auch der altgewordene Sepp bald an diesen Zuwachs. Insbesondere der letztere schloß bald Freundschaft mit dem aufgeweckten und gutmüthigen Burschen, da dieser mit

obrigkeitlicher Genehmigung auch einen kleinen Bieraus-schank für die Almleute und sonstigen Besucher der herrlich gelegenen Almgründe betrieb und der Schweizer dem Sepp willig Bier creditirte, wogegen der Knecht den Transport der Fässer von und zur Alm übernahm und tapfer die schwere Last auf seinem Rücken aufwärts schleppte. Und selbst wenn der Sepp einen Weinkitzel in der ewig trockenen Kehle empfand und in seine tirolische Heimath auf das übliche „Viertele“ gehen wollte, aber keinen Kreuzer in der Tasche hatte, war der Schweizer stets bereit, dem Knecht mit etwas Geld auszuhelfen. Hatte Sepp dann wieder gelegentlich „Glück“ und gelang es ihm, einen gestohlenen Rehbock jenseits der Grenze in Papiergulden zu „versilbern“, so erstattete er stets die entlehnten Sümmchen zurück, wenigstens theilweise, sodaß der Schweizer den guten Willen erkennen mußte und gerne auf's Neue lieh. Wo sich der Knecht dem Käser gefällig erweisen konnte, that er es, besonders in Transportangelegenheiten und machte ihm an Sonn- und Feiertagen willig ein zweibeiniges Frachtschiff zur Verbringung der Käseziegel nach Unterwessen und Mitnahme voller Bierfäßer von Oberwessen herauf zur Alm durch den steil ansteigenden Schliergraben.

Die prompte Erledigung dieser Frachtgeschäfte festigte das Vertrauen des Schweizers immer mehr, sodaß er den Knecht auch bevollmächtigte, für die abgelieferten Käse den Betrag in Unterwessen zu erheben. Das viele Geld in der Tasche übte aber auf Sepp eine dämonische Wirkung aus, zudem stellte sich der Gaumenkitzel arg ein

und Sepp vertrank von dem fremden Gelde soviel, bis ihn die Füße nicht mehr trugen. Damit endete selbstverständlich die Vollmacht zum Incasso für immer und der Schweizer trug auch Bedenken, seine Gelder in dem alten, wurmstichigen Kasten auf der Alm, den man mit einem einzigen Faustschlag in Trümmer zerschlagen konnte, aufzubewahren. Die für bäuerliche Verhältnisse ziemlich bedeutende Summe von einigen Tausend Mark aber fremden Leuten anzuvertrauen, vermochte der junge Schweizer auch nicht und so trug er sein ganzes Hab und Gut denn lieber stets bei sich, ließ sich die Staatsnoten von der Sennerin in ein Säckchen nähen und dieses dann an seinem Almhemd befestigen. Wo er daher ging und stand, hatte er stets sein Geld bei sich und eine Änderung dieses Aufbewahrungsortes ergab sich nur beim Wäschewechsel, der bei Almleuten männlichen Geschlechtes erst nach Beendigung der Almzeit erfolgt. Was der Schweizer zu laufenden Ausgaben an kleinerem Gelde benöthigte, trug er in einem Lederbeutel bei sich, den er aber schließlich ebenfalls aus Vorsicht sich mittelst einer ledernen Schnur am Halse befestigte und unter dem Hemd auf der Brust trug. Wenn der Schweizer daher Zahlungen zu leisten hatte, war die Geldausfolgung immer eine umständliche Sache und allmählich wußte es Jedermann in der ganzen Gegend, was für ein ängstlicher Mensch der neue Schweizer ist und daß er sein ganzes Hab und Gut stets bei sich trägt. An Ermahnungen, das Geld doch lieber bei einer städtischen Bank zu deponiren oder in einer Sparkasse anzulegen, fehlte

es seitens erfahrener Ökonomen nicht, aber der Schweizer blieb hierin sehr eigensinnig und ließ sich nicht davon abbringen, selbst sein eigener Geldbewahrer zu sein. Seltsamerweise schloß sich auch der ewig geldlose und geldhungrige Sepp der Ansicht an, daß es gefährlich sei, so viel Geld bei sich zu tragen; doch der Schweizer entgegnete ihm leichthin, daß in der Gegend zwischen den Wessener und Schlechinger Bergen nichts zu befürchten sei. Hat man doch noch nie etwas gehört, daß auch nur das Geringste gegen Jemanden passirt sei; die Leute seien wohl etwas resch und derb, aber ehrlich und gottesfürchtig bis — auf den Sepp, der sich die Kirchen wohl nur von außen ansehe. Den Hieb mußte der Knecht als verdient wohl annehmen und sich gefallen lassen, wenn er es nicht mit dem Schweizer verderben und sich seine Geldquelle verstopfen wollte. Aber die Zurechtweisung wurmte den Knecht doch; den jungen Hansdampf hat es doch nicht im Geringsten zu kümmern, ob er in die Kirche geht oder nicht und wegen der paar lumpigen Gulden, die er dem Schweizer schuldet, braucht er sich nicht zum Sittenrichter und Moralprediger aufzuspielen. Aber so sind die Leute: kaum haben sie etliche Markln, gleich manndeln sie auf und dünken sich besser und mehr zu sein, als ein minderbemittelter oder gar ein so geldloser, armer Teufel wie der Sepp, der nun schon über zwanzig Jahre hindurch immer für einen Thaler in der Woche knechten muß und auch nicht mehr bekommt, wenn er noch fünfzig Jahre dient. „Sell muaß amal decht anderscht wer'n!“ sagte sich Sepp selber, aber

er weiß nur nicht, wie es anders werden sollte. Er besitzt nichts, absolut nichts und wenn ihm der Martlbauer nicht alljährlich einen Lodenanzug geben würde, müßte Sepp in Fetzen oder schließlich wie der Adam herumlaufen. Erben wird er in diesem Jammerleben auch nichts, weil er keine Verwandten hat; in der Lotterie drüben im Österreichischen ist auch nichts zu gewinnen, weil man die richtigen Nummern im kleinen Lotto nie errathen kann und Sepp überhaupt auch gar nicht das Setzgeld hätte, um spielen zu können. Die paar Groschen für's Wildpret reichen kaum zur Tilgung der Wirthshausschulden hin und werden ohnehin von Jahr zu Jahr weniger — bleibt also nichts übrig als Geld zu nehmen, wo eines zum nehmen ist. Wie der Knecht so oben liegt im Heu und den Schlaf nicht finden kann, weil ihn Gedanken über sein Jammerleben peinigen, fällt ihm plötzlich siedheiß ein, daß der junge Schweizer eigentlich doch ganz unverantwortlich viel Geld hat und so viel auch gar nicht brauche. Wenn der Sepp bloß die Hälfte davon hätte, könnte er ein Freudenleben führen und sich alle Tage einen „Dampf" leisten, während er zur Zeit oft Wochen hindurch einen ordentlichen Trunk entbehren muß. Der Schweizer will ohnehin nicht mehr so recht pumpen und knickt mit den paar Halben täglich, als wäre das Höllbräubier von Traunstein der kostbarste Saft von der Welt. Freilich recht lang würde so ein Tausender nicht vorhalten, Knecht müßte der Sepp alleweil bleiben; aber einen Abstecher in's Tirol könnte man damit schon machen und im Dorf unten bei einem

Fassel so lang sitzen, bis der letzte Tropfen zum Spund herausgelaufen ist. Wenn man dem Schweizer aber das Geld nimmt, müßte ein Verschwinden von der Alm recht verdächtig machen — „na Sepp, sell derfst net!“

Verschlossen wie immer geht Sepp seiner Arbeit nach; wortkarg war er stets, außer wenn das im Übermaß genossene Getränk ihm die Zunge löst und er das „besoffene Elend“ bekommt, in welchem Zustande der eisenfeste Mensch sich vor einem Kinde fürchten konnte.

So kam ein schwüler Augustsonntag, der schon in früher Morgenstunde ahnen ließ, daß es schwere Gewitter absetzen werde. Die Berge im Südwesten trugen einen verdächtigen Dunstschleier, der ganze Kaiserstock hatte schon beim Morgengrauen eine Haube dunkler Wolken auf; violett zeigte sich das Gebirge der Loferer Steinberge und so viel sich die Sonne auch abmühen mochte, sie konnte durch den Schleier nicht durchdringen. Wie gewöhnlich hat die Sennerin die Kühe versorgt und rüstet sich, nach Achberg hinab zum sonntäglichen Gottesdienst zu gehen. Der Schweizer ist vor die Almhütte getreten, um nach dem Wetter zu sehen, ob er den beabsichtigten Gang nach Oberwessen schon vormittags oder erst am Nachmittag unternehmen solle, wo er mit einzelnen Bauern Milchabrechnung pflegen und bei dieser Gelegenheit auch seinen kleinen Biervorrath erneuern will. Auch der Sepp ist aus der Hütte getreten und schmaucht sein Pfeiflein.

„I moan, heunt gibt 's no was!“ äußert der Schweizer.

„Sell glaab i aa!“ erwidert trocken der Knecht, ohne

aber einen Blick auf das wolkenverhangene Firmament zu richten.

„Gehst na' heunt aa wieder net in d' Kirchen?" fragte der Schweizer.

„Hm! Wennst ma a Haderl (Guldenzettel) leichst, gang i af Klobenstoa' abi —"

„Ja, in's Weinhäusl beim Klobenstoa'?"

„Sell woll aa, aber i gang decht aa in d' Capellen auf an Vaterunser?"

„Sell wennst wirkli thuast, aftn leich' i Dir an Gulden, na, i schenk 'n Dir, baldst wirkli an Vaterunser in der Capellen betst!"

„Her mit 'm Haderl! Auf an Vaterunser kimmt's mir net an; es beten ja aa die Todtenfrauen um's Geld! Hahaha!"

„Scham Di, Sepp, so was z'sagen! Dir kunnt 's Beten wahrli net schaden. Wer woaß wie bald der Teufi mit der Versuachung an Di kimmt!"

„Gib dös Haderl her, i werd' für Dein' Seel an Vaterunser beten — bei mir nutzt es eh' nixen mehr — und a Viertele Reathel (Rothwein) trink i auf's Beten auffi aa!"

Der Schweizer zog den Lederbeutel auf, fand aber nicht genügend Kleingeld' um dem Sepp die versprochene Summe geben zu können. „Wart an eichtl, Sepp, i muaß schon im anderen Beutel nachschaun, ob i net do an Guldenzettel für Di find'!" Und damit trat der Käser in die Stube zu ebener Erde, knüpfte sein Hemd auf, zog das Leinensäckchen aus demselben und suchte

zwischen den großen Scheinen nach österreichischen Währungspapieren langmächtig, bis er auf einen abgegriffenen Guldenzettel kam und diesen auf den Tisch legte, indeß er die übrigen Noten wieder säuberlich im Säckchen verpackte und dieses inwendig am Hemd wieder sorgsam befestigte.

Sepp schaute funkelnden Blickes durch ein Fensterchen dem Gebahren des Schweizers zu; seine Habgier ist wild erregt! Der Junge wühlt im Geld und für den Sepp fällt nur ein schmutziger Guldenzettel ab, für den er gar noch beten soll! „Ja, Schnecken — für sein baldiges End' werd' i beten!“ flüstert Sepp und geht dann vom Fenster weg, als der Käser mit der Geldverwahrung fertig, wieder in den Flötz der Hütte und dann völlig in's Freie trat.

„So, do hast 'n Gulden; er is' Dir g'schenkt, aber vogiß auf's Beten net bei der Gnadenmuatter in Klobenstoa'!“ Damit reichte er den Zettel dem Sepp, der ihn gleichmüthig einsteckte und dann bemerkte: „Wennst eppa auf a anderni Muattergottes a besser's G'wicht legst und die Wallfahrt zahlst — i gehat aa auf Maria-Eck oder gar auf Hall oder Altötting!“

„Na, na, i mach' koa G'schäft aus der Frömmigkeit und mit Dir scho' gar net! Adjes!“

„Adjes!“ wünschte auch Sepp und ging hemdärmelig sofort den Steilhang und durch's Kar hinab nach Klobenstein, wo er sich ein Viertele kaufte, einen Liter in einer Flasche mitnahm und im Vorbeigehen dann doch in die Capelle trat; weniger um das aufgetragene Gebet zu ver-

richten, das er ja doch nicht mehr kennt, als vielmehr bestimmt behaupten zu können, daß er wirklich in der Capelle gewesen und vielleicht von anderen Leuten gesehen worden ist, die dem Käser dann bestätigen könnten, daß Sepp thatsächlich dem Guldenzettel zu liebe in eine Kirche gegangen sei. Sepp calculirt, daß der frommgläubige Schweizer möglicherweise an jedem Sonntag ein Haderl auslässt, um ihn in die Kirche zu bringen.

Dem Sepp ist im gottgeweihten Raume so eigen, unbehaglich zu Muthe und ein leichtes Schaudern faßt ihn an in der stillen Capelle. Was die Leute nicht alles dem Eingreifen der Gottesmutter zuschreiben und die Wunder auf Täfelchen malen und hier aufhängen ließen! Ha! Dort ist ein Bildchen — rein zum lachen — ein Bauer von einem Wegelagerer angefallen und darunter steht: „Maria hat geholfen!“ „Sacra, wenn i amal Oan' in die Krallen hon, da hilft nixen mehr —!“ flüstert der Sepp leise vor sich hin, verstummt aber erschrocken sofort, als sein Geflüster echoartig wiederklingt in der akustischen Capelle. Scheu blickt Sepp um sich, ob nicht Jemand leise gesprochen und vielleicht seine gefährliche Äußerung gehört hat. Niemand ist zu sehen; doch dem Knecht ist es unheimlich in dem seit Langem ungewohnten gottgeweihten Raume und schläunig verläßt er die Capelle, um sofort bergan zu steigen mit einer ihm selbst unerklärlichen Hast. Es treibt ihn etwas hinauf zur Alm; er läuft keuchend, als würde er verfolgt, bergan und legt den furchtbar steilen, schlechten Geröllweg in der Hälfte der Zeit zurück, welche man sonst

benöthigt. Schweißgebadet erreicht Sepp den Futtergrund der Donaueralm, von welcher noch etwa drei Minuten aufwärts zur Martlhütte zu steigen ist; er eilt keuchend vor Anstrengung auf die Donauerhütte zu, an welcher eben von oben kommend die Martlsennerin vorübergeht, um sich nach Achberg zu begeben.

„Ja, Sepp, was pressirt denn Dir so sacrisch?" ruft erstaunt über den abgehetzten Zustand des Sepp die Sennerin. Und schier athemlos fragt der Sepp in mühsam verhaltener Erregung: „Ischt der Schweizer no' oben?"

„No, no, was hast eahm denn so wichtig's auszrichten? Do net a Botschaft von der Gnadenmutter z' Klobenstoa'? Wennst 'n Rappl aber no' derwischen willst, muaßt Di schlaunen; er will glei' mit 'm laaren Faßl nach Oberwessen abigeh'n!"

„So? Na' muaß i mi' tummeln; i möcht no' aa paar Halbi von sei'm Faßl, eh' er geaht!"

„Na' derfst woltern laufen, sunst kimmt er Dir aus, Sepp!"

Ohne Gruß springt Sepp die Höhe zur Martlalm an und eilt aus Leibeskräften laufend auf die Hütte zu, wo er den Käser wirklich noch antrifft in letzter Minute, bevor dieser nach Oberwessen hinuntergeht.

„Jeß! Bist Du schon wieder vom Klobenstoa' z'ruck? Da muaßt D' net z' lang bet' hab'n und wirst wohl umso länger im Wirthshäusl g'sessen sein, wie?" fragte erstaunt der Schweizer.

„Acrat um'kehrt ischt's g'we'n; sieahgst es ja, mein' Wein hon i da in der Flasch'n, gnetta a Viertele hon

i unten trunken und langmächti war i in der Capell'n. Du da ischt's Dir fein schean und stad drinnen!"

„So, dös g'freut mi'; g'fallt Dir gar amal a Capell'n aa! Muaßt halt öfter nei'geh'n, na wird's Dir allweil besser g'fallen. So a Gebet thuat wohl und is' so viel guat für's Seelenheil! Aber hiazt muaß i mi auf d' Socken mach'n, sunst kimm i z' spat abi auf Oberwessen!"

„Wart a kloans wengl, Schweizer! I nimm gnetta mei' Stutzerl, woaßt selles, dös mir der Wirscht und Büchsenmacher von Klobenstoa' um'g'richt' hat aus an Wänzl-Militärg'wehr — 'leicht laaft mir decht a Böckei in d' Händ!"

„Du wirst dengerst net am Sunntag wildern geh'n wollen?"

„Sell woll — gar so g'schwind wir (werde) i decht koa' Betbruader net, da braucht 's no a Weil' und muaß i no öfter af Klobenstoa' geahn!"

Flink ist Sepp die Treppe hinauf und hat aus dem Heu den Stutzen geholt, in dessen Lauf er geschwind eine Kugel steckte. Dann sprang er eilig hinab und erreichte den bereits vorausgegangenen Käser, der das leere Faß im Rucksack trug, am Eck des Viehzaunes. „Wart decht a wengl, Kaser, i geah ja aa mit!" ruft Sepp und richtig bleibt der Schweizer wartend stehen.

„Gehst also richti wildern heunt am heiligen Sunntag!"

„Geahn thua i schon, aber ob i was triff', sell ischt a anderni Sach'!"

Damit schritt der Schweizer voraus und wollte den

Pfad einschlagen, der hart an der Grabenböschung der Klamm des Schlierbaches entlang hinunter zu den tiefer gelegenen Almen und hinaus nach Oberwessen führt.

„Rappl, laß Dir sagen, geah net den Weg! I kann da net mit, 'leicht kunnt i mit 'm Stutzerl g'seahn werd'n; geah mit mir den obern Steig, woaßt auf's Köpfei und aftn durch's Buachenhölzl abi. Du hascht net weiter um af Oberwessen und i kunnt Di a Eichtl weiter begleiten!"

Rappl zögerte etwas, doch beschwichtigte Sepp sein leises Bedenken und animirte ihn zum Mitgehen durch die Versicherung, er werde ihm von seinen Eindrücken und Gefühlen erzählen, die ihn erfaßten, als er nach langen Jahren heute Vormittag zum erstenmale wieder in eine Kirche gekommen sei.

„So? Hat Dir 's G'wissen do' amal g'schlag'n! Da bin i um Di' froh. Da is' 's halt do' no' net z' spat und net alles verloren! 'leicht werst auf Deini alten Täg' do' no' a besserer Mensch! Zeit waar's!"

Und gespannt, näheres über die Herzenswendung des Knechtes zu vernehmen, geht Rappl den oberen Steig voran, dicht hinter ihm folgt Sepp nach und erzählt, wie feierlich es in der Capelle gewesen sei und so still und auf den Tafeln hätt' überall daraufgestanden: „Maria hat geholfen!" Da müsse die Muttergottes doch eine große Kraft und Gewalt haben. Auf einem Taferl wär' sogar gestanden, Maria hätt' einem Bauern geholfen, den ein Räuber überfallen und bedroht habe.

„Sell wird wohl aa so g'we'n sein!" sagt Rappl und

steigt über den Vieheinfang hart am Beginn des Buchenwäldchens. Im selben Augenblicke schlägt Sepp den Stutzen an und gibt auf den Rücken des wehrlosen Schweizer Feuer. Wie vom Blitz getroffen sinkt Rappl über den Zaun und schwer schlägt sein Kopf auf dem Strunk einer gefällten Buche auf, — ein kurzes Röcheln noch und die Seele ist aus dem Körper entflohen.

Mit einem Satz springt Sepp über den Zaun und faßt die Leiche, schleppt sie etwas weiter in das Gehölz, reißt dem Todten das Hemd auf: Ha! Hier der Schatz des Schweizers: „Dei' Geld g'heahrt hiazt mei' — in's Grab brauchst es net mitz'nehmen. I kann 's nöthiger brauch'n!" höhnt der Sepp an der Leiche und nimmt das Leinensäckchen wie den Lederbeutel an sich, doch läßt er einen an einem blauen Bande hängenden Amuletthaler unbeachtet. Unwillkürlich dringt der Knecht an die Lichtung des Gehölzes vor, fährt aber von jähem Entsetzen erfaßt zurück: vor ihm gähnt der schwarze Steilhang, den die Muhr seiner Humusschichte und des Rasens beraubte — die Stelle, wo seine Milla in die Tiefe fuhr vor langer, langer Zeit . . . . .

So ist das Buchenhölzchen mit dem Steilhang abermals die Stätte einer Unthat geworden.

Mit offenen Augen liegt der erschossene, beraubte junge Schweizer im Walde; mit einem scheuen Blick auf die Leiche schleicht der Knecht vorüber und geht mit gesenktem Stutzen auf die Alm zurück, wo er zunächst die Mordwaffe sorgfältig im Heu versteckt und

dann in gieriger Hast den von Klobenstein heraufgetragenen Wein vertilgt. Dann eilt Sepp abermals in's Freie, um das geraubte Geld zu vergraben bis auf eine spätere Zeit, denn er sagt sich, daß bei ihm, dem ewig geldlosen Menschen, der Besitz selbst einer kleinen Summe höchst verdächtig erscheinen und zu seiner Verhaftung führen müßte. Sepp grübelt weiter und besieht sein Hemd. Sind das nicht kleine Blutfleckchen? Diese müßten augenblicklich zum Verräther werden. Wieder eilt der Knecht zur Almhütte, wechselt das Hemd und versteckt das alte mit den Blutspuren im finstersten Winkel des Heubodens.

Will der Himmel die Frevelthat rächen! Wieder prasselt ein furchtbares Hagelwetter auf die bebende Erde, in den Wänden knattert es von den aufschlagenden Eisschollen und ein wüthender Platzregen folgt dem Schauer nach.

Unter dem schützenden Dache sitzt Sepp und freut sich des Spuren vertilgenden Gewitterregens. Gesehen hat ihn niemand — ist ja weit und breit um die Thatstunde niemand auf dem Almboden gewesen — nun noch der Sturm und Regen. — Bis die Leiche gefunden wird, kann es lange dauern und wer will beweisen, daß Sepp den Rappl erschossen habe. Wer?

Wie es heiß ist im Heuboden! Zum Ersticken heiß — es wird wohl der rasch getrunkene Wein diese Hitze im Körper erzeugen. Aber merkwürdig, es fröstelt den Sepp gleich darauf wieder, kalter Fieberschauer durchschüttelt ihn; seine Augen trüben sich und wenn er sie schließt, ist es ihm, als erscheine ihm eine Frauengestalt, die ihn

verflucht und wie um Rache flehend, die Arme zum Himmel hebt. Und diese Erscheinung wird er nicht los; im Gegentheil sieht sein Auge auch noch den blutenden Körper des Erschossenen mit den glanzlosen, verglasten Augen, die so durchdringend auf ihn gerichtet sind, als wollte der Todte fragen: „Warum, Sepp, hast Du mich ermordet?"

Sepp wälzt sich auf dem Heulager schweißgebadet, er fürchtet zu ersticken; darum erhebt er sich und verläßt die Alm, um bei der Urschi, der Donauersennerin vorzusprechen. Daß ihm der noch immer wüthende Sturm klatschenden Regen in's Gesicht peitscht, macht dem wetterharten Knecht nichts aus, im Gegentheil, die Nässe kühlt seine heiße Stirne und pochenden Schläfen. Nicht wenig erstaunt über den seltenen Besuch fragt die Urschi den alten Knecht, was denn ihn bei solchem Unwetter von der Martlalm herunter zur Donaueralm führe? Und scheu sucht sich Sepp darauf hinauszureden, daß es ihm oben zu — heiß wäre.

„Ja, Sepp, glaubst denn Du, auf mei'm Heu liegst kälter?" lacht die Urschi, doch wird sie augenblicklich ängstlich, als sie den scheuen, unheimlichen Blick des Knechtes sieht. „Was hast denn, Sepp? Is' Dir net guat? Feihlt Dir eppas?"

„Na, nix net! Ich hon gnetta eppas z' viel 'trunken und hiazt schlagt 's mir d' Hitzen in 'n Kopf:"

„So leg' Di' do' in's Heu und schlaf Dein' Dampf aus!"

„I kann net schlafen und aufbleiben aa net!"

„Na' bist ja krank, Sepp: Leg' Di, derweil der Schweizer in Oberwessen is', do' in 'm Rappl sein' Kreister!"

Den Knecht schüttelte es, aber er bezwang sich und sagte, er wolle den Rath der Sennerin befolgen.

Und wieder trat er hinaus in den tosenden Sturm, stieg wohl zur Martlalm empor, umging sie aber dann doch wieder und schlich auf dem Grabenpfad, scheu der Mordstelle ausweichend, den unteren Almen zu, um dann wieder gegen die Balsberger Alm zuzusteigen und hierauf den Weg nach Unterwessen einzuschlagen, den er mehr laufend als gehend zurücklegte.

Im Dorf angelangt, suchte er den Schreiner auf und bestellte bei ihm einen — Sarg.

„Bist dessentwegen so g'rennt, Sepp?" fragte der Schreiner.

„Ja, die Leich' soll sobald als mögli' in's Trockene kommen!"

„Wer is denn g'storben?"

„Der Schweizer Rappl von inserner (unserer) Alm!"

„Was? Der junge Bursch! Sell is' ja net mögli'! A blutjunger, lebfrischer Bursch und so plötzli sterb'n! Net zum glauben! Was hat eahm denn g'feihlt?"

„Sell woaß i net! Mach' nur den Sarg glei, i hol' 'n morgen ab und trag 'n auffi af d' Alm!"

Dießmal ging der Trunkenbold an den Dorfwirthshäusern im großen Bogen vorbei, er will nicht trinken aus Furcht, im Rausche auszuplaudern. So steigt er denn wieder gen Alm, wo die inzwischen heimgekehrte

Sennerin Resi Besorgniß um den so lang ausbleibenden Schweizer äußert und den Sepp fragt, ob er ihn denn nicht unten getroffen oder von weitem gesehen habe?

„Nixen hon i g'seahn!" brummt der Knecht und kriecht wieder in's Heu zur frühen Nachtruhe.

Die Nacht über hat sich der Himmel wieder aufgeheitert, ein frischer sonniger Tag ist angebrochen; aber die besorgte Sennerin vermag sich desselben nicht zu erfreuen. Immer wieder fragt sie nach dem Schweizer, der noch nie über Nacht ausgeblieben sei. Sie alarmirt denn auch bald die übrigen Almen und vereint ziehen die Sennerinen aus zur Suche nach dem Vermißten. Nur Sepp erklärt, seiner Arbeit nachgehen zu wollen. Wenn die Dirnen suchen gehen, sollen sie auf dem untern Pfad Nachsuche halten, denn diesen Weg sei der Rappl stets gegangen und auf demselben werde er wohl wieder heraufkommen und den Sennerinen begegnen. Den Dirnen schlossen sich bald einige Knechte der unteren Almen an, man suchte im Bogen und bald war die Leiche gefunden. Ein Schreckensruf durchtönte die idyllische, sonst so ruhige, friedliche Berggegend. Ein Raubmord in den Kiemhauser Bergen! Wer hätte dieß für möglich gehalten! Und der Mörder? Wer kann der Mörder sein? Wie aus einem Munde bezeichnete die ganze Bevölkerung den Winterstaller Sepp als fluchbeladenen Thäter. Das scheue Benehmen an jenem Sonntag Nachmittag, die vorzeitige Sargbestellung geben Anhaltspunkte genug.

So ward denn die Leiche in einem Bergschlitten zu

Thale geführt über den abschüssigen Saumpfad und Sepp mußte das Todtentuch und die Kerze tragen. Stumpfsinnig schreitet er hinter der Leiche her, als Gendarmen auftauchen, den Mörder zu verhaften. Sepp zuckt zusammen, heftig pochen seine Schlagadern. Auf Vorhalt stottert er zusammenhangslose Sätze, doch leugnet er die That. Man nahm ihm Todtentuch und Kerze ab, kettete seine Hände und zwischen den Gendarmen mußte er nun in's Thal hinab und hinaus an's Landgericht nach Traunstein. Inzwischen ward der Heuboden der Martlalm gründlich durchsucht und fand man auch den Stutzen nebst den genau in dessen Lauf passenden Kugeln wie auch die wenig deformirte Kugel im Ellbogengelenk des Ermordeten genau in den Stutzenlauf des Wildschützen paßt. Die Kugel war vom linken Schulterblatt aus durch den ganzen Körper gedrungen und im rechten Ellbogenknochen stecken geblieben. Also ist der Schweizer meuchlings aus dem Hinterhalt niedergeschossen worden.

Starr läugnet der Knecht die That selbst diesem Beweise gegenüber und auf die Frage nach dem Verbleib des geraubten Geldes antwortete er, dieß nicht zu wissen.

Lange währte die Untersuchung; eine große Anzahl Zeugen mußte vernommen werden, ein wahrhaft erdrückendes Material wurde actenmäßig gesammelt; doch Sepp läugnete Alles, selbst das von ihm seit langen Jahren gewerbsmäßig betriebene Wildern, wiewohl die Sennerinen bezeugten, ihn oft, selbst am helllichten Tage auf Rehe pirschen gesehen zu haben. Er läugnete den Besitz eines Gewehres und der vorgefundenen

Munition; er bestritt die Thatsache, daß ihm der Klobensteiner Bergwirth das Militärgewehr in einen Stutzen umgeändert habe und schob die Mordthat auf die Grenzaufseher; diese hätten, vielleicht aus Irrthum den Schweizer erschossen, wofür er jetzt büßen solle.

Allein immer fester schloß sich die Beweiskette, der Knecht kam vor das Schwurgericht, das ihn nach mehrtägiger Verhandlung zum Tode verurtheilte.

Ohne eine Miene zu verziehen, hörte Sepp dieses Urtheil an; er blieb gelassen, schier stumpfsinnig. Plötzlich gab sich im Zuhörerraum eine Bewegung kund, ein abgehärmtes Weib suchte sich bis zur Barriere vorzudrängen und rief plötzlich: „Fluch Dir, Mörder, Du hast Dein eigen Kind gemordet!“

Da stürzte der Knecht wie vom Blitz getroffen in die Kniee, seine Brust hob sich in stürmischen Athemzügen, keuchend rang sich ein Wort über seine Lippen: „Erbarmen!“

Milla war es, die plötzlich im Gerichtssaale erschienen war, durch das allgemeine Gerede in weiter Umgebung von der Gerichtshandlung gegen Sepp in Kenntniß gesetzt, und die nun rächend auftrat und den Treulosen zum Geständniß brachte. Und ebenso rasch, wie sie gekommen, verschwand die vom Schicksal so schwer getroffene Magd wieder. Der Mörder aber verbüßte zeitlebens seine Unthat hinter Kerkermauern, durch die Gnade des Landesherrn zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt.

’s Immen-Moidl.

I.

Wohl in keinem anderen Theile des Innthales von Innsbruck stromabwärts contrastirt die Lieblichkeit des wiesengrünen Thalgeländes, der Matten des sanft ansteigenden Mittelgebirges so sehr mit der gigantischen Wucht des kahlen Steinmassiv aus der Heimat der Isarquellen wie bei Hall und Absam. In furchtbaren Steilwänden, in deren Runsen kaum mehr die Legföhre einen Halt findet, strebt der riesige Felscoloß des Spekkarstockes mit der zerrissenen Großen Bettelwurfspitze in den Äther und ihnen reihen sich einsam ragende Köpfe in bizarren Formen an, der Zunderkopf, das Massiv der Thaurerspitze und die Jöcher von Rum bis zum überwältigenden Felscircus, der die tirolische Hauptstadt im Halbkreis umringt. Grauweiß zeigen sich diese furchtbaren Wände: ein Bild des Todes, der hochalpinen Unwirthlichkeit, indeß die grünen Matten herunten im Thale frisches Leben athmen und in den hübschen Siedelungen rege Arbeitslust herrscht. Fleißig bebauen die Dörfler den fruchtbaren Boden, der hier schon das Türkenkorn reifen läßt, dessen Kolben im Herbst

in dichten Reihen unter dem Dach an den Hauswänden aufgehangen sind und den Wohnstätten dadurch ein fast südliches Gepräge verleihen. Wenn auch gruppenweise verstreut, hängt das alte Dorf Absam doch ineinander zusammen und seine Kirche ist eine der besuchtesten Wallfahrtsstätten des tirolischen Landes. Zur „Muttergottes im Glase“ pilgern die Gläubigen selbst aus den entlegensten Hochthälern, seit der Absamer Bauer Johann Buecher am 17. Januar 1797 an einer Fensterscheibe seines Hauses ein Muttergottesbild, einem Kupferstiche ähnlich, entdeckte, von dem niemand sagen konnte, wie es dahin gekommen war. Da ein Betrug bei dem ehrlichen Character der Bauersleute völlig ausgeschlossen erschien, so hielt das Volk die Erscheinung für übernatürlich und glaubte an ein Wunder umsomehr, als jenes Jahr ein böses Nothjahr für das Tiroler Land war, eine Seuche unter Menschen und Thieren wüthete und der Feind die Ortschaften brandschatzte. Da pilgerte Alles zur Gottesmutter nach Absam und schnell gingen die Tage des Jammers und Elends vorüber; die Seuche erlosch und der Sieg des Landvolkes bei Spinges machte den Kriegsgräueln ein Ende. Dadurch befestigte sich das gläubige Vertrauen zum Muttergottesbilde im Glase und damit auch die Wallfahrt. Ist Absam weitum bekannt im tirolischen Land, so drang der Ruf des Dorfes über Deutschland hinaus und ferne Meere durch einen Absamer Insassen, der einen Weltruf erlangte: durch den berühmten Tonkünstler und Geigenmacher Jacob Stainer, der zu Absam am 14. Juli 1621 geboren und 1658 vom

Erzherzog Ferdinand Carl zum Hofmusicus ernannt wurde. Kaiser Leopold I. bestätigte 1669 den Künstler in dieser Eigenschaft mit dem Beisatze: „ehrsam und firnemb“. Vielberühmt sind die von Stainer gefertigten Geigen, die alle den Zettel trugen: „Jakob Stainer in Apsam probe Oenipontum 16 . .“, und ob ihres edlen Tones selbst Cremoneser Erzeugnissen vorgezogen wurden und heute noch hoch im Preise stehen. Sagte man doch schon im 13. Jahrhundert, daß 500 Ducaten noch nicht eine echte Stainergeige aufwiegen. Romanhaft gestaltete sich das Leben Stainer's bis zu seinem tragischen Ende.

Wo sich die Straße von Absam mit jener von Hall heraufziehenden vereinigt und in nordwestlicher Richtung zur Mündung des düsteren Hallthales ansteigt, liegen schmucke, braunverwitterte Häuschen verstreut in Obstgärten und auf grünen Matten krippengleich und von ihren Altanen nicken Hängenelken, Fuchsien und Geranien in leuchtendem Farbenschmuck herab, wohlgepflegt von sorgsamer Frauenhand. Die reichste Blumenzier trägt das am weitesten an den Thaleingang vorgeschobene Häuschen, das schon in seinem Äußeren eine gewisse Behäbigkeit zeigt. Kaum eines der kleinen Fenster ist ohne Blumenschmuck, Topf an Topf steht auf der Gräd, aus langen Kistchen drängt sich der Blumenflor und eng verschlungen halten sich die vielfarbigen Blüthen, als wollten sie vereint bleiben und prangen. Wohlgepflegt ist das Ziergärtchen vor dem Hause wie der große Obstgarten hinter demselben, sauber ist das Holz auf der

Sonnenseite aufgeschichtet; Epheu rankt sich um die Hausthüre bis hinauf zum niederen First mit seinem weit vorspringenden, schützenden Giebeldache. Fesselt der reiche Blumenflor dieses Bauernhauses schon das Auge des Vorüberwandernden, so bleibt mancher Bursch wie gebannt stehen, wenn zwischen dem Blumenmeer auf der Altane ein blonder Mädchenkopf auftaucht, dessen Lipp'en die herrlichen Knospen liebkosen und dessen allerliebstes Näschen an den Wohlgerüchen der Reseden und Nelken nascht. Die zahlreichen Bienenstöcke im Obstgarten verrathen den Namen dieses Bauernhauses: es ist der Immenhof und das blonde Töchterchen des Immenbauern, noch keine zwanzig Sommer alt, ist 's Immenmoidl, die Bienenmarie, fleißig wie die Immen, die ihr unterstellt sind.

Der Immenhof ist das Wallfahrtsziel gar manchen Absamer Burschen geworden, der sein Herz an's Moidl verlor und das blondzöpfige Mädel freien wollte, aber kein Nagerl (Nelke), woh'l aber einen Korb erhielt. Zuversichtlich waren die wohlhabendsten Bauernsöhne der Umgebung heraufgekommen und mit gesenkten Köpfen stapften sie wieder hinunter; keiner war der Rechte, keiner gewann das kleine Herz des reizenden Mädchens. Die liebliche Blume blüht nicht für Absamer oder Thaurer Burschen und Körbe erhielten auch die Freier aus der Gegend von Volders und Schwaz. Wohl haben sie Geld und Gut, aber sie sind der Moidl nicht schön genug; ihr Sinn geht hoch, der Zukünftige muß ihr an Schönheit ebenbürtig sein: nur der schmuckste Bursch des Innthales wird glücklicher Gatte oder gar Keiner! Das sagte die schöne

Moidl freilich nicht den anfragenden Burschen in's Gesicht; sie meinte nur, es pressire ihr nicht mit dem Heirathen und der Rechte würde schon noch kommen. Da war es nun nicht schwer zu errathen, daß just der Anfragende nicht der Rechte ist und weil ein Zwang der Eltern ausgeschlossen ist, so mußte jede Hoffnung in's Wasser fallen. Ein halbdutzend Freier ist schon abgewiesen worden, die ihre Niederlage nicht so schnell verwinden konnten und ihrem Aerger im Wirthshause Luft machten; kein Wunder daher, wenn sich die Kunde von der stolzen Sprödigkeit des Immenmoidls bald verbreitete und recht gepfefferte Bemerkungen dazu, daß die hochfahrende Schöne wohl eine alte harbe Jungfer werden müßte, denn so schön wachsen die Tiroler Buben nicht, wie die blonde Moidl einen verlangt. So heickel wär man nicht einmal beim Militär und bisher wär ein Tiroler Mädel immer noch zufrieden gewesen, wenn ein Bursche grad gewachsen war und aus gutem, vermöglichem Hause stammte. Den Buben, wie ihn die Moidl will, wird man erst mit Gaismilch und Taubenmark aufpäppeln müssen und ihn dann unter einen Glassturz stellen, damit ihm der Regen nicht schadet! Zum Lachen das! Und die Abgeblitzten lachten auch recht giftig dazu, so etwa wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen und Knüppel an den Balg fliegen. Wie sie spotten in ihrem Ärger:

Die Moidl moant, sie is sauber,
Bild't si' sacrisch was ein,
Kunnt aber wahrhafti
Eppas g'scheidter no sein!

Die Moidl is' sauber,
Hat a wundernett's G'sicht,
Deandl gib Acht, daß Dir
D' Scheanheit nöt wegbricht!

Wo dieser Hochmuth noch hinaus soll, das ist eine ständige Frage der Eltern geworden; die Mutter mahnt eindringlich von hochfahrendem Stolz ab, weil ja die Weiberschönheit so viel leicht vergänglich und verwischbar wäre und gar keine Gewähr für eine glückliche Ehe gäbe. Mein Gott! Man hat ja genug Beispiele, daß die saubersten Dirndln krank wurden, die Blattern bekamen und nachher war's aus mit der Schönheit und Manche wäre in die Haut hinein froh gewesen, wenn sie Den noch hätte kriegen können, den sie hochmüthig vor der Erkrankung abgewiesen hatte. Derber sagte der Vater der Moidl die Meinung; der Bauer brummt gleich einer zornigen Biene, daß durch das eigensinnige Dirndl sein Hof zu einer wahrhaftigen Korbfabrik gemacht und noch in Verruf gebracht werde. Zum Übermüthigsein wär' bei dem kleinen Besitz so gut wie gar keine Veranlassung und den tagtäglich älter werdenden Eltern wäre es auch erwünscht, die Tochter unter der Haube zu sehen und der Sorgen für die Zukunft bei Zeiten los zu werden. Und die Moidl? Wenn die Alten mißmuthig werden, dann fliegt ihnen das Goldmädel an den Hals, küßt Vater und Mutter nach Herzenslust ab und zwitschert wie ein Vöglein: sie sollen nicht böse sein; die Immen bleiben ja auch im Hause und bevor der Rechte nicht käme, möchte auch 's Moidl' bei den Eltern

im Hause bleiben. Und wenn Mütterchen dann gerührt meint, daß die Zeit vergehe, die Moidl älter werde und die Schönheit gleich den Blumen im Herbst verblühe, dann lacht das Töchterchen silberhell dazu: Es wär' kein Unglück! Es verblühe ja manche Rose ungebrochen am Stamm und ist deßhalb doch eine Rose gewesen. Mütterchen ist immer leicht beschwichtigt, aber der Vater brummt etwas dergleichen, daß ein Bauerndirndl allweil keiner Rose vergleichbar und ein solcher Vergleich an sich schon hochmüthig sei. Und Hochmuth kommt vor den Fall! Sell wär' noch immer wahr gewesen!

Wenn nun der Immenbauer in ruhiger Stunde seinen Besitz überblickt und ihn Zufriedenheit durchströmt, dann sagt er sich allerdings in Gedanken selber, daß sein eigensinniges Dirndl sich keineswegs wegzuwerfen brauche. Wenn Moidl auch nicht reich sei, etwas Geld und Gut wär' schon vorhanden und die Leinenstrümpfe im alten Eichenschrank enthalten gar manchen Thaler aus Großvaters Zeit, den die Franzosen nicht gefunden haben unter der Rasendecke des Immenhofes. Jessas! Wenn die das Erbsilber gerochen hätten! Dann würde wohl eine Hypothek nach der anderen auf den Hof gelegt worden sein, während der Immenbauer schuldenfrei dasteht! Und das will was heißen! Man hat schon in alten Zeiten gesehen, was die Schuldenfreiheit bedeutet. Der Besitzer vom nahen Schloß Thaur hätte um das Jahr 1350 seinem Burgpfleger wohl kaum jährlich 20 Mark Berner und dreihundert Gulden, eine Riesensumme für das 14. Jahrhundert, für die Burghut und Ver-

waltung zahlen können, wenn der Besitz mit Schulden belastet gewesen wäre. Des Immenbauers Großvater hat schon Recht gehabt mit der Warnung vor dem Gütertäuscheln und Hofverkaufen. Das Schloß liegt in Trümmern durch den ewigen Besitzwechsel und die Immenhöfler wären wahrscheinlich auch längst bei Bettelmanns Umkehr angelangt, wenn sie nicht seßhaft geblieben wären auf eigenem Grund und Boden. Freilich gehört Festigkeit und eine Portion Schlauheit dazu, die den Taurern abgegangen sein muß, sonst hätten sie ihre Salzpfanne behalten und nicht im Jahre 1305 die Salzwerke nach Hall abgegeben.

Der Besitz muß zusammengehalten werden; das Steueramt nimmt Einem ohnehin genug ab, sodaß zum Übermüthigwerden kein Anlaß vorhanden ist.

Seit kein Freier mehr auf den Immenhof kommt, ist auch wieder Ruhe eingetreten und allmählich ist auch der Bauer selber beschwichtigt worden. Alles geht seinen geordneten Gang und die Felder stehen gut. Wenn daher der Peterl ein Einsehen hat, kann auf eine reiche Ernte gerechnet werden. Die Tuschlerei wegen dem Moidl wird dann von selber aufhören.

Wer aber weniger leicht zu beschwichtigen ist als Vater und Mutter der Moidl, das ist der Curat von Absam, der jede Gelegenheit, auch eigene Spaziergänge dazu benützt, um im eigensinnigen Mädchen die wahre christliche Demuth wachzurufen und der Moidl die sträfliche Hoffährtigkeit und den sündhaften Stolz auszutreiben durch energische Bußpredigten. Wär'

ja ganz aus der Weis', daß ein Bauernmädel den Kopf so hoch trage und sich den schönsten Mann von ganz Tirol zum Gatten wählen wolle. Ne nimis! sagen die Lateiner. Zu solcher Ermahnung nickt die Mutter beifällig, Hochwürden hätt' auf jeden Fall recht, aber was kannst machen! Hei! Wie der Curat in's Zeug geht bei solcher Äußerung! Was man machen kann? Dem Mädel kann man den Standpunkt klar machen, die Absolution bei der nächsten Beicht kann man schlimmsten Falles verweigern, Buße kann man ihr auferlegen, daß sie wochenlang mit dem Beten nicht fertig wird und mit einem Erbsgang*) kann man sie strafen!

„Sell waar decht z' viel!" glaubte die Bäuerin einwenden zu sollen. Moidl erwiderte in aller Ehrerbietigkeit vor dem priesterlichen Gewande, doch sehr fest und bestimmt: sie sei nicht hochmüthig und hoffährtig, ein einfaches Bauernmädel, das nichts dafür könne, daß der Herrgott sie sauber habe wachsen lassen und das wolle sie mit Gottes Willen bleiben. Aber sauber, ein Bild von einem Mann, müsse Der sein, dem sie einmal die Hand zum Ehebunde reiche und davon lasse sie sich nicht abbringen, lieber heirathe sie gar nicht. Der Curat guckte nicht wenig bei solcher Erklärung und so viel er sich auch

---

*) Zur Verschärfung einer Wallfahrt (Bußgang) wird manchmal angeordnet, daß der Wallfahrer Erbsen in die Schuhe geben und darauf gehen muß, was zu dem Schnaderhüpfl von den „gekochten Arbsen" auf der Wallfahrt Veranlassung gegeben zu haben scheint.

Mühe gibt, das Mädel umzustimmen, er erreicht nichts und kirchliche Strafen kann er ob dieser Willensmeinung doch nicht gut in Anwendung bringen. Aber sehen, erleben werde man es, daß sich dieser Mädchenstolz einmal rächen werde und davor werde alle Schönheit und Lieblichkeit die Moidl nicht bewahren. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!

Sein Viertele Wein hat der Curat als Gast des Immenhofes wohl bekommen, aber wie er Abschied nimmt, muß er sich sagen, daß er sonst nichts erreicht habe, absolut nichts. Dick und schädlig sind die Tiroler wie die Bayern, aber die Moidl muß einen besonders harten Schädel haben, denn sonst würde sie nicht sogar dem Geistlichen gegenüber so hartnäckig bleiben. Er wünsche bloß, daß die Geschichte kein übles Ende nehme, sagte Hochwürden beim Gehen und das ist auch die Meinung der Eltern.

Wenn der Curat nicht von Zeit zu Zeit auf Besuch kommen würde, das Gartengatterl könnte wahrlich im Thürschloß verrosten, so wenig mehr dreht sich das Gatterl in seinen Angeln. Abgewiesen sind so ziemlich die meisten bessersituirten Burschen und den weniger Bemittelten verbietet sich ein Anfragen von selbst, zumal auch keiner darunter ist, der die Schönheitsfrage zu lösen im Stande wäre.

So ging der Sommer vorüber; die Zeit der Sichelhenk' war gekommen, die das Verbot des Tanzes während des Fruchtstandes auf den Feldern aufhebt. Gut ist die Ernte allenthalben ausgefallen und auch der Immenhofer ist

zufrieden. Die viele Mühe und Plage ist gelohnt, die Scheunen sind gefüllt und nun kann auch der Bauer aufschnaufen und das Erntefest feiern nach althergebrachter Sitte.

Ob 's Moidl vielleicht am Erntetanz theilnehmen will? Auf ein neues Gewand käme es dem Vater nicht an!

Ein starres „Nein" bekommt er zur Antwort; sie wär', wie der Curat sagt, hoffährtig genug und brauche auch keine neuen Kleider, um sich herauszuputzen und ihr Erscheinen auf dem Tanzboden müßte nur alte Geschichten wieder aufwärmen; d'rum ist es besser, Moidl bleibt daheim. Dem Vater ist 's recht; werden doch etliche Groschen dadurch erspart und um den Lärm im Wirthshause ist es ihm ohnehin nicht viel zu thun. Doch einspinnen soll sich die Moidl auch nicht; die Leute glauben sonst, es leide den Immenhoferischen keine Ausgabe mehr und das stolze Dirndl gräme sich darüber, daß noch immer nicht der rechte Freier gekommen sei. Er läßt übrigens auch ziemlich lang auf sich warten. „'leicht kimmt er gar nöt!" sagt der Bauer etwas anzüglich.

„Aftn ischt 's aa reacht!" erwidert schlagfertig 's Moidl.

Richtig fehlen die Immenhoferischen beim Erntefest, nach welchem still die Herbstarbeiten beginnen. Die Bienen werden gewartet und emsig geschafft, bis die Schneehauben auf den Felszacken an den nahen Winter gemahnen und Schnee und Eis die Herrschaft antritt.

II.

Am Fuße des ungeheuren Felscolosses Speckkar, der gleich der nahen zerrissenen Großen Bettelwurfspitze scharfzugespitzt aus furchtbaren Steilwänden in den Äther strebt, zieht sich, eingekeilt zwischen dem Massiv dieses wuchtigen Gebirges und dem Absamer Zunderkopf in scharfer Steigung das Hallthal aufwärts zum Salzberg, dessen Reichthum schon im 13. Jahrhundert für die Sudwerke in Hall nutzbar gemacht wurde. Schon im Jahre 1263 war ein Stollen in der Höhe von 550 Klafter über der Stadt Hall am Salzberg befahren und wurden Salz und Laugen die Straße hinab durch's einsam düstere, melancholische Hochthal geschafft, wie das Sinkwerk heute noch den größten Theil von Tirol bis hinüber in den Pinzgau mit Salz versorgt. Wohlgepflegt ist die Straße trotz der scharfen Steigung, die zwischen Hall und dem breiten Herrenhaus am Bergwerk an tausend Meter beträgt. Das Bergamt und die Knappschaftshäuser füllen das enge Thal fast gänzlich aus und so düster das Gelände in der Höhe von 1676 m ist, die breite Behäbigkeit des Herrenhauses mildert den Ernst von Fels und dunklem Tann.

Ehe man in den Riesenleib des Salzberges Stollen trieb, lebte im romantischen Hallthal ein Gaugraf auf seiner Felsenburg, von dem die Sage erzählt, er wäre so wild in seinem Wesen gewesen, wie die ihn umgebende Natur. Und dennoch lebte oben auf dem steinernen

Schlosse ein zierlich Töchterchen, zart, schön und mild, dessen Rosenlippen dem wilden Vater manches abzuschmeicheln wußten. Als die wonnevolle Zeit wieder kam, in welcher die gelben starkduftenden Alpenprimeln (Aurikel) zu blühen begannen, da stieg das Grafentöchterlein bergab durch das Hallthal und stieß auf einen Bergknappen, der die Gegend nach Erz durchforschen wollte, Hammer und Metall aber sofort im Stiche ließ, um das Herz des zierlichen Grafentöchterleins zu gewinnen. Sie sahen sich im Schatten verschwiegener, ernster Fichten und Felsen täglich und liebten einander, bis der Graf von dem zarten Gekose Kunde erhielt, den Knappen einfangen und in eine Kluft stürzen ließ. Die verzweifelnde Tochter wurde eingesperrt, doch entfloh dieselbe ihrem Kerker und stürzte sich in den gleichen Abgrund, in welchem der Geliebte den Tod gefunden. Des Grafen fürchterlicher Zorn war durch diesen Selbstmord wie gelähmt; dann brach der Haß hervor mit wilder Ungewalt: der Graf verfluchte die Liebenden, die zerschmettert im Abgrunde lagen, er fluchte sich selbst, der Welt und frevelte an Gott. Da ließ der beleidigte Himmel Feuer regnen, die Erde bebte und that sich auf in furchtbaren Rissen; das Felsenschloß des Grafen begann zu wanken und stürzte in sich zusammen. Nur drei einzelne, braungraue Felsentrümmer von Grauwackestein starrten noch lange Zeit als Erinnerung an den Rauhwackegrafen in die Höhe, von denen das Volk sagte, das seien verzaubert der Graf und das Liebespärchen, deren Geister in bösen Nächten noch durch das Hallthal spuken. Die Einsamkeit des Thales lockte

im 15. Jahrhundert den Salzamtsverwalter von Hall, sich eine Clause zu errichten und 1441 baute er das Sct. Magdalenenkirchlein dazu. Arge Wintersnoth, Lawinengefahr brachten den Johann Frankfurter, so hieß der „Salzmaier" von Hall, dazu, die Clause wieder zu verlassen, welche Herzog Sigmund im Jahre 1447 in ein Frauenkloster umwandelte. Der Herzog berief zu diesem Zwecke eine Nonne aus einem schwäbischen Kloster, sorgte für den Unterhalt der Klosterfrauen und gründete einen Fond für einen eigenen Priester, welche Satzungen Kaiser Maximilian bestätigte. Aber die Gegend war zu unwirthlich; das Klima zu rauh, herb das Loos dieser von aller menschlichen Hilfe weit entfernten Frauen, was der Kaiser auch einsah und weshalb er auf Versetzung des Klosters in die Schwazer Gegend bedacht war. Doch verließen die Nonnen erst im Jahre 1522 das Bergkloster, das heute ein schlichtes Einkehrhaus geworden ist (1293 m hoch gelegen), theilweise durch eine im Jahre 1888 niedergegangene, furchtbare Lawine zerstört. Alpenrosen wuchern am Wege, bespritzt vom Schaumsturz des zu Thale stürzenden Weißenbaches; die rothen Dolden des Rhododendron zeigen den Weg hinauf in die großartige Bergwildniß, wo die Felsenzungen des schauerlichen Speckkars mit seinen schwertförmigen Zacken, des Lavatscherjoches (l'aquaccia oder l'avaccia), das Geröllmeer des Backofenkars und des Stempeljoches zusammenstoßen und eine wildromantische Hochwüste bilden, die vom Herrenhaus in kurzer Zeit über den Ißanger erreicht wird.

Tiefer Winter herrscht für gewöhnlich noch im engen,

dunklen Hallthal, wenn drunten im sonnigen Gelände am Inn der Frühling schon eingekehrt ist und auf Flur und Feld die Blumen ihre Köpfchen neugierig aus der locker gewordenen, von der Eiskruste befreiten Erde stecken. Wo die Sonne an kann, müssen freilich die Schneeflecke weichen; immer kleiner werden die weißen Stellen in den Runsen des zerklüfteten, grauen Speckkargebirges und eisfrei ragt die gigantische Spitze in den blauen Äther. Den Föhn spürte man auch heroben am Salzberg, aber noch wird man einige Wochen warten müssen, bis nach ergiebigem, warmen Regen lauer Südwind den Blüthenkospen die knappen Mieder löst und frisches Grün auch auf einsamer Höhe zu sprießen beginnt.

So ist die Palmzeit nahe gerückt, unten am sonnigen Inn jubelnd begrüßt im Frohgefühle des beginnenden Lenzes, indeß die Knappschaft noch im dicken Winterkittel im Bergleib arbeitet. Doch bietet der „Palm“ auch ihnen eine froh begrüßte Zeit kurzer Erholung, die sie unten im Lankslandl verbringen können, wo die Bauern fleißig hinter der Frühlingsarbeit auf ihren Äckern her sind. Schon sind die Felder gesäubert, die mannigfachen Vogelscheuchen aufgestellt, um den gefiederten Saatdieben allzu große Beraubung der Felder zu wehren und nun der Palmsonntag in Sicht steht, gilt es, Flur und Feld zu wahren vor den bösen Geistern und der Ungunst des Himmels. Dazu ist der „Palm“ am geeignetsten. Geweihte Palmzweige, auch geweihte Kohlen werden in die Mitte und an den vier Ecken des frischgesäeten Ackers gegeben, auch verfertigt man aus Osterscheitern kleine

Feldkreuze, die gegen Abfraß und Hagelschlag schützen. Die Vorbereitungen zum großen Palmumgang sind getroffen, der mit besonderem Pompe im nahen Dorfe Thaur gefeiert wird. Die riesige, buntbemalte Stange, der „Palm" genannt, wird mit den Zweigen des Sevenbaumes, mit Weidenruthen (Palmkätzchen), Stechpalmenzweigen und Buxbüschen geschmückt, Goldflitter und Seidenbänder darangehängt und Bretzeln daraufgebunden. Jeder Bursch wie die kleinen Buben haben einen eigenen „Palm", der zur Kirche getragen und mit dem die Prozession über die Felder begleitet wird; voran der wandernde Wald von Palmbäumen und Büschen, in der Mitte Christus im braunrothen Rock mit hochrothem Mantel, auf einem hölzernen, vierräderigen Esel sitzend, den zahlreiche Burschen behutsam ziehen, und hinterdrein andächtig betend das gläubige Volk der umliegenden Dörfer. So zieht der Palmumgang vom Dorf Thaur bei Hall hinauf zum Thaurer Schloß; dann herab zum Dorfe Rum und dann wieder zurück über die sanft ansteigenden Fluren in's Dorf Thaur.

Auch dießmal hat dieser Umgang Dank des herrlichen, warmen Frühlingswetters eine unzählige Schaar Andächtiger und Schaulustiger nach Thaur geführt. Die Dörfer bis Absam und hin an den Gnadenwald und auf den Geländen rechts des Inns sind menschenleer geworden bis auf Kinder und Greise. Alles ist nach Thaur gewandert zur Theilnahme am Festgottesdienst und der darauffolgenden Feldprozession. Wie schmuck sich die Unterinnthaler Jugend herausgeputzt hat!

Die Burschen mehr noch als die Dirndln, denn der Palmumgang ist ja ein besonderes Fest für die Palmträger, wie der Frohnleichnamstag das Hauptfest für die „Prangerinnen“ ist. Mitten unter die Dörfler haben sich die Knappen vom Salzberg gemischt in ihrer kleidsamen, schwarzen Knappentracht, die den Weg auf der abschüssigen Hallerstraße verschmähend als richtige Bergmenschen kühn und keck über das Thaurer Jöchl geklettert und den Steilhang herabgesprungen sind, wie die aus den fürstlichen Gehegen der Karwendelberge zu Winterszeit herüberwechselnden Gemsen. Truppweise steht die Knappschaft beisammen und harrt der Einstellung in den Zug, viel beschaut von den Dörflern und selber die Mädchen im Sonntagsstaat beguckend. Gläubigen Sinnes, ein althergebrachtes, frommes Fest zur Verherrlichung des Einzuges Christi in Jerusalem zu feiern, sind sie alle, die Tausende, welche nun dem Umgang sich anschließen wollen; aber die Frömmigkeit hindert Viele nicht, daß Blicke hinüber und herüber fliegen: forschend, lodernd, fragend, bewundernd oder doch wenigstens neugierig. Wer am meisten Aufsehen erregt unter den Mädchen und allgemeine Bewunderung bei den Burschen, Neid bei den Altersgenossinnen findet, das ist ’s Immenmoidl, deren blonde Schönheit und wunderbarer Wuchs wieder einmal einen Sieg feiert und das stolze Mädel den Kopf höher tragen läßt, als sie dieß sonst zu thun pflegt. Wer sie von den Mannsleuten nicht kennt, frägt augenblicklich, wer diese ungewöhnliche Schönheit wäre, von wo sie her sei; nur die Burschen, die bereits einen vergeblichen Gang

zum Immenhof gemacht und sich von Moidl einen Korb geholt haben, bleiben kühl und wispern sich bissige Bemerkungen über das Mädchen zu.

Wie verzückt steht am Kirchenthor an der Spitze der Salzberger Knappenschaar der Obersteiger, dessen blitzendes, feuriges Auge auf der lieblichen Mädchengestalt ruht, so flammend, als wollte er das holde Bild für immer in die Seele sich bannen. Ein hochgewachsener, schlanker Mann ist dieser Obersteiger, sein stolzes Gesicht trägt den wälschen Typus: pechschwarz der Bart und der herrisch aufgezwirbelte Schnauzer, scharf geschnitten das Antlitz mit der Adlernase; ein fescher Mann, den die Knappentracht prächtig kleidet. Nur schwebt etwas Düsteres, Fremdes, fast Unheimliches über der eigenartig schönen Männererscheinung, die nicht minder allgemeine Aufmerksamkeit erregt, wie die blonde Moidl. Fühlt das Mädchen den lodernden Blick des schönen Mannes? Moidl's Blauäugelein schielen verstohlen auf den wildschönen Mann, eine entzückende Röthe jagt über ihre Wangen, züchtig schlägt sie die Augen nieder; aber immer wieder suchen ihre Blicke den Knappenführer, der einem der Tiefe entstiegenen Erdgeist gleichsieht und wie Magnet das Eisen, das stolze Mädchen anzieht. Ein leises Gefühl durchströmt das Bergkind und blitzartig durchzuckt Moidl der Gedanke: Er ist es! Der Mann ihrer Sehnsucht, ihrer Träume! So hat ihr der Mann ihrer Ideale vorgeschwebt; vielleicht nicht so ganz düster und pechschwarz im Haar, nicht so unheimlich schön, aber hochgewachsen, stolz, herrlich, über die Gewöhnlichkeit der Bauernverhältnisse sich erhebend! Ahnt der Steiger

was Moidl denkt? Kann er ihr im Herzen lesen? Wie Paradiesäpfel erglühen die Wangen des Mädchens; Moidl fühlt den lodernden, fragenden Blick des schönen Knappen, ihr schmeichelt die unverhohlen gezeigte Bewunderung. Es jubelt in ihrer wogenden Brust, es pochen die Schläfe: Er ist's, es ist der Rechte!

Verflogen ist die andächtige Stimmung; wohl halten Moidl's Finger die Beterln des Rosenkranzes, aber ihr Sinn ist bei dem Obersteiger; der Zug beginnt, doch geht das Mädchen nur mechanisch mit; ihre Lippen murmeln die Gebete, aber ihr Geist weiß nichts von Andacht; nur eine Frage beschäftigt sie voll und ganz: wird sie ihn, den fremden, schönen Knappenführer sprechen können? Und was wird der Vater dazu sagen, wenn sein stolzes Mädel einen Bergknappen sich erwählen will? Vaterl wird große Augen machen und was er herauspoltern wird, kann sich Moidl unschwer denken: ein Habenichts wär' der Bursch und verrückt die Moidl, die sich an einen Menschen wegwirft, der nicht einmal ein Bauer ist! Aber der Mann ist kein gewöhnlicher Knappe; er trägt ja Sternchen am Kragen, er wird wohl Obersteiger oder Huttmann oder sonst was höheres sein. Hm! „Frau Obersteiger" wird nicht so übel klingen, aber der Kampf wird heiß werden, bis sich Moidl den schönen Mann erbettelt haben wird. Und wenn Vaterl bockt? Nützt das bitten und schmeicheln nichts — gut, dann wird sich Moidl den berückend schönen Mann ertrotzen!

Mütterchen wird die Moidl schon unterstützen und Moidl hat bisher noch immer durchgesetzt, wenn sie etwas

positiv haben und erreichen wollte. Und diesmal will sie den Bergmann; er ist der Mann ihrer Wahl; der schöne Idealmensch ist gefunden, ihn oder Keinen!

Mechanisch im Zuge gehend und die Gebete murmelnd ist Moidl inmitten des Weibervolkes wieder am Ausgangspunkt der Prozession angelangt; sie weiß selbst nicht wie? Jetzt löst sich der Zug auf; die Theilnehmer bilden Gruppen, geschäftig eilen die Mädchen und Frauen theils nach Hall, um dort Einkäufe zu machen; die Bauern zünden die Pfeifen an und trollen über das Gelände; andere stapfen den Wirthshäusern zu, indes die Jungburschen die Dirnen an sich vorüberpassiren lassen und Kritik üben. Auf den Feldwegen aber finden sich die Pärchen ein und über den Kosenden jubiliren die Lerchen.

Wie das zierliche Schmalreh an der Waldlichtung verhofft, ehe Waldliebchen wagt, zur Aesung auf das freie Feld zu ziehen, so ist auch Moidl zögernd an der Dorfkirche stehen geblieben, ehe sie den Heimweg antritt. Wie von einem unwiderstehlichen Zwang erfaßt, suchen ihre Augen den Obersteiger in der Menge. Aber wie sehr das Mädel die Gruppen plaudernder und rauchender Männer mustert, der schöne, düstere Fremde befindet sich nicht darunter.

Ein Seufzer des Bedauerns steigt aus ihrer wogenden Brust! Nun hat sie während des ganzen Zuges sich gefreut, nach Auflösung der Prozession von dem Obersteiger angesprochen zu werden und jetzt ist der schöne Fremdling nirgends zu erblicken. Wie schade! Und wer weiß, ob sie ihn je wiedersehen wird; sie kommt nicht

in's Hallthal und noch weniger in's Bergwerk und er weiß ja auch gar nicht, wer Moidl ist und wo sie wohnt. Das Köpfchen gesenkt geht Moidl langsam auf dem oberen Wiesenpfad heimwärts; sie hat absichtlich diesen Weg gewählt, um allein mit ihren Gedanken sein zu können, die sich wirr durch das Köpfchen drängen. Wie er wohl heißt? Ein Innthaler ist er kaum; so pechschwarz im Haar sind die Innthaler Buben nicht und auch nicht so unheimlich schön im Gesicht. Wenn er nur ein Tiroler ist! Ein Tiroler Mädel kann ja doch nur wieder einen Tiroler nehmen, das ist ein uraltes Landesgesetz!

Werden nicht Schritte hinter ihr laut? Es kommt Jemand eilig nachgeschritten. Moidl schielt zurück: ein hochgewachsener Mann ist es, dem es arg pressiren muß, sie einzuholen.

Wenn er es wäre? Ein freudiger Schreck fährt in ihre Glieder. Da ist er schon und sprudelt heraus: „Permesso, Signorina! Scusi Lei il disturbo; un momento!"

„Jessas, a Wälischer!" ruft halblaut die erglühende Moidl. Aber er ist es, der interessante, schöne Obersteiger, der grüßend an sein Käppi greift, stramm wie ein Militärsmann, und der Moidl Reverenz bezeugt, als wäre sie eine Hofdame. So hat noch kein Bursch die Moidl vom Immenhof begrüßt! Grad nobel! Doch wenn sie nur verstünde, was der Fremde daherplappert! Und wie schnell das heraussprudelt! Sie versteht kein Wort davon, doch klingt es wie Musik.

„Mi usi la cortesia!“ Wie er sie bittend und fragend, so heiß verlangend anblickt!

Was er wohl will? Reden möchte er mit ihr; darüber ist Moidl nicht im Zweifel; aber was soll sie sagen? Wälisch kann sie nicht, also auf gut tirolisch deutsch: „Grüß Gott, aa! Muaßt decht woll deutsch reden, i kann nöt wälisch!“

„Ik spreken nix bene daitsch!“

„No, öppas kannst ja decht deutsch!“ lacht Moidl silberhell und vergnügt in den sonnigen Frühlingstag hinaus.

„Spreken Signorina nix italiano? Ik ma mögen parla so gern mit Signorina!“

Der Moidl geht es genau so; auch sie möchte gerne plaudern mit dem schönen Menschen. Wenn sie nur etwas wälisch könnte! Bislang war sie immer gewissermaßen stolz, daß ihre Heimath so gut deutsch ist; und jetzt wäre es ihr doch wieder lieber, wenn die Absamer wenigstens ein kleines Bisserl wälisch reden könnten und die Moidl mit. Die Unterhaltung hat ihre Schwierigkeiten, aber einiges läßt sich doch verstehen; Moidl empfiehlt mit besonderer Wärme ihrem Begleiter so geschwind als nur möglich ausgiebig deutsch zu lernen und der Obersteiger hingegen meint, Signorina bellissima würde bald italienisch parliren können, wenn der gute Wille da sei.

Ob dieser vorhanden ist? Kein Zweifel; horcht doch das Herz des Mädchens auf jedes Wort! Darum läßt sich doch eine Zwiesprache führen, die sich ziemlich lebhaft gestaltet, seit der Fremde ihr gesagt, daß er Luigi Degrassi

heiße und Obersteiger sei im Salzbergwerk, und Moidl ihren Namen genannt hat, an dem der Bergmann freilich jämmerlich herumkaut. „Moidl hoaßt bei uns so viel wie Maria!" erklärt das Mädel.

„O, eccellentissime! Mille grazie! Maria, bella Maria, bellissima Maria!"

Das Herz sagt der Moidl, daß der schöne Wälsche ihr eine Schmeichelei gesagt, die sie aber doch im Deutschen bestätigt haben möchte. „Was heißt bella?" fragt Moidl und ahnt die Antwort.

„O! Bella sein schön, bella Maria, schöne Maria, bellissima Signorina!"

Wie das süß klingt! Doch zu Absam läuten sie schon Mittag; jetzt heißt es eilen.

„Dove va?"

„Hoam! 's ischt ja schon Mittag!"

„Come passa il tempo!"

„Sell glaab i aa, meine Leut' werden schon auf mi' passen!"

„Dove sta di casa?"

Wenn der nette Mensch nur nicht so viel fragen würde, denkt Moidl und müht sich ab, die neue Frage zu verstehen. Richtig, auf der Alm heißt die Hütte Kaser; also wird Luigi wohl fragen, wo ihr Haus sei.

Noch ein kleines Weilchen; dann zeigt Moidl dem schmucken Begleiter den Immenhof, ihre Heimath. Nun aber heißt es Abschied nehmen! Luigi hat Moidl's Händchen in seiner nervigen Faust: „Le chiedo scusa del

mio ardire! A rivederci bellissima Maria! Addio cara mia!“

„Adjes!“ flüstert gluthüberströmt das Mädel, zieht eilig das Händchen zurück und entflieht in den Garten. Doch an der Hausthüre winkt sie nochmals zum Abschied und ertappt sich selbst, daß ihre Lippen ein „Addio!“ flüstern. Dann huscht Moidl in's Haus und der Bergmann steigt langsam die Straße in's Hallthal hinan und singt:

Addio bel' Maria
Bel' Maria, addio!
Se piace a Dio
Ritornerò!

III.

Wenn man gewohnt ist, ein zwitscherndes Vöglein im Hause zu haben, das trillernd durch die Räume flattert, wird man sein Schweigen bald merken und nach der Ursache des Verstummens forschen. Einem lustig singenden Vögelein glich bisher Moidl und die Eltern hatten ihre Freude daran. Nun aber singt das Hausvögelein nicht mehr; still in sich gekehrt, wie traumverloren hockt das Mädel im Stübchen; kaum ist Moidl im Garten zu sehen, sie beachtet die Immen, denen sie sonst alle Aufmerksamkeit widmete, fast nicht mehr; das Mädel ist wie umgewandelt, stumm und zeitweise ist's, als wenn Seufzer aus der vollen Brust aufsteigen würden. Dem scharfen Mutterauge konnte diese Umwandlung nicht ent=

gehen; die Bäuerin mochte wohl ahnen, daß im Herzen der Tochter sich etwas rege: die Liebe muß eingezogen sein und stille keimen. Wer aber kann der Gegenstand der urplötzlich entstandenen Liebe und Sehnsucht sein? Das Mädel hat doch mit Niemandem Verkehr gehabt! Seit Monaten ist kein Bursch auf dem Immenhof gewesen und Mädel war nirgends auf Besuch. Oder doch? Nein; das Mädel hat sich nur am Palmumgang in Thaur betheiligt — hm! Ist denn nicht ein Besuch in der Bergknappentracht am Palmtag mit der Moidl die Straße heraufgekommen? — Unsinn! Ein Bergknappe ist doch kein „wer", der in Betracht kommen könnte, wenn die Moidl verliebt ist! Ein Salzarbeiter und die Moidl vom Immenhof — das wär' denn doch zum Lachen!

Eigentlich lachte die Bäuerin dazu aber doch nicht: sie kennt den Starrsinn ihrer Tochter, wenn diese sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat; sie weiß ja noch recht gut, welche Antwort der Curat von Absam bekommen hat. Und nachgegeben habe man dem stolzen Mädel auch noch immer! Das kann eine nette Geschichte werden! Und das Gerede erst von den Burschen, von denen der Moidl keiner gut genug gewesen ist! Weil aber eine glimmende Kohle immer eine Gefahr für das Holzhaus ist, so will die Bäuerin doch lieber bei Zeiten einem Brand vorbeugen. Die Rücksprache mit Moidl bestätigt denn auch die Befürchtung, daß das Mädel am Bergknappen Feuer gefangen hat. Jetzt so was! Eine solche Unüberlegtheit! Wie wird der Vater wieder wettern! Und erfahren muß er es doch! Zu

verheimlichen ist nichts! Vertuschen will auch Moidl selber nicht die Liebesangelegenheit, sie ist zu stolz dazu; sie will offen bekennen, daß der Obersteiger Luigi ihr Auserwählter sei, welcher ihr Gatte werden solle!

Wenn dem Bauer sämmtliche Kühe umgestanden wären, der Hagel die Felder verwüstet und der Blitz den Hof angezündet hätte: der Immenhofer hätte nicht verblüffter sein können. Die Neuigkeit riß ihn schier um und vor Staunen blieb ihm der Mund weit offen; aber dann kam die Entladung des Gewitters: „Waaas? A Bergknapp'? A lumpeter Habenix? A Bettelbua und a wälischer no' dazua! Da soll decht gleich der Speckkarspitz dazwischen fahren und die Lumpenbagasch dadrucken!“ — —

„Nix da, Vater! Der Luigi ischt koa' Lump net und a koa Bettelbua; er ischt a koa Bergknapp', er ischt Oberschteiger im Bergwerk oben am Salzberg und a bildschöner Mann dazua!“

„Papperlapapp! Schteiger hin, Schteiger her; wer nix hat, ischt a Lump und die Speanzlerei mit so an wälischen Bettelbuam werd a End finden. Kreuzhimmeldonnerwetter . . .!“

Jetzt hielt es die Bäuerin angemessen, der Flucherei ein Ziel zu setzen. Der Bauer soll sich nicht versündigen mit solchem gotteslästerlichen Fluchen! Und ein Obersteiger wär' am End' noch nicht der schlechteste Eidam, wo so kein Sohn auf dem Hof ist und das Dirndl

den Immenhof ja doch nicht allein bewirthschaften kann, wenn die Alten nicht mehr sind — —

„Beim bluatigen Heiland! Alte, mach' mi nöt fuchti — auf mein' Hof kimmt ma koa Haderlump von an' G'werksarbeiter; sell feihlat ma grad no'!"

Wenn der Immenhofer wild ist, wettert er seine volle Stunde aus; er schimpft und schreit, daß man es am Zunderkopf schier hören könnte, aber allmählich wird das Donnerwetter leiser, die Wolken verziehen sich, die Sonne lacht wieder und sobald der Bauer die Pfeife anbrennt, ist auch der häusliche Frieden wieder hergestellt. So war's immer; aber dießmal dauert der Sturm doch länger, der Immenhofer kann den ihm im Magen liegenden Obersteiger nicht verdauen. Und dann vermag er nicht zu verwinden, daß sein stolzes Mädel, das doch die „schwersten" Bauernsöhne zwischen Hall und Wörgl ausgeschlagen hat, sich an einen Salzarbeiter wegwirft! Zuerst der Hochmuth, als genüge kaum ein Salinenbeamter, und jetzt hängt sie am Hals eines wälischen Teufels! Kruciferas! Und die Alte hilft wieder einmal, selbst in einer so vertrakten Sache, zum Dirndl! Ja noch mehr; die Bäuerin gibt der Meinung Ausdruck, daß ein Knappenführer das Bischen Bauernarbeit ebenso gut erlernen und beaufsichtigen könne, wie jeder andere auch, der nicht gerade mit Egge und Pflug auf die Welt gekommen ist! Das Commandiren sei überhaupt leichter als das Selbstarbeiten! Dieser Stich war empfindlich für den Bauer, der sich die Hände nie wund gearbeitet hat; er darf auch gar nicht übermäßig viel aufdrehen,

weil ja die Bäuerin einen schweren Brocken Geld auf den Hof mitgebracht hat, also stimmberechtigt ist durch das Gewicht der harten Thaler.

Es kam auch nicht zum Todtschlagen, wie es anfänglich den Anschein hatte; das Unwetter schwächte sich zu einem Gebrumm ab, als die Bäuerin das Glück des einzigen Kindes in's Treffen führte.

Bevor man aber Ja und Amen sagt, müsse denn doch alles Erdenkliche gethan werden, um herauszubringen, was für ein — Lump der vertrakte Wälische eigentlich sei. Viel wird nicht hinter ihm stecken, meint der Bauer, sonst wär' er überhaupt kein — Wälischer. Seine Tochter, eine kerndeutsche Unterinnthalerin und ein Wälischer! Das paßt ja doch zusammen wie Gußeisen und Syrup! Und wie das Dirndl sacrisch fest ist; die läßt sich sämmtliche Zähne ziehen, ehvor sie eingesteht, daß sie Zahnweh hätte! Immenhofer Blut!

Und sie kennt ihren Vater! Kommt das Mädel nicht eben mit einem Kruge Röthel aus dem Keller? Vaterl solle einen Besänftigungsschluck thun!

„Und Du, Moidl?"

„I nimm den — Luigi!"

„Himmelkreuz — —!"

Ein Schmeichelkuß schloß dem fluchenden Bauer den Mund.

Damit war der erste Sturm wegen dem Obersteiger vorüber. Was aber nun? Daß der Immenhofer das Allergenaueste über den Wälischen erfahren will, ist ihm nicht zu verübeln und weil er wissen will, wie er mit

ihm daran ist, deßhalb fragte er den Obersteiger nicht selbst. Zunächst wird wohl das Bergamt im Hallthal nähere Auskunft ertheilen können und deßhalb kraxelt der Immenhofer zum Salzberg hinauf und fragt im Herren-Haus nach den näheren Verhältnissen des Obersteigers Luigi.

Was der Herr Practicant, der allein im Bureau saß und sich mit Cigarettenrauchen die Zeit vertrieb, für große Augen machte, als der Immenhofer nach einem Obersteiger fragte, dessen Schreibnamen ihm nicht einmal bekannt ist. Und was der Bauer vom Obersteiger wolle? Der heißblütige Immenhofer fühlte, wie ihm etwas über die Leber kroch, aber dem Herrn Bergamtspracticanten kann er doch nicht in's Gesicht sagen, daß ihn das Nähere nichts anginge und daß es sich um eine unangenehme Liebschaft handle.

Ob der Obersteiger dem Immenhofer etwas schuldig wäre?

Eine verdammte Fragerei das! Sagt der Bauer „nein", dann wird die Neugierde des Practicanten von Rechtswegen um so größer. Also bejaht er lieber die Frage und erhält dann auf seine Bitte die Auskunft, daß der Obersteiger Luigi sich Degrassi schreibe und in Borgo im Suganathal beheimatet sei. Sein Leumund wäre gut und von sonstiger Schuldenmacherei dem Bergamt nichts bekannt, weßwegen der Practicant schon Näheres wissen möchte, wie der Bauer dazu gekommen sei, einem Obersteiger Geld zu leihen und dann amtliche Erkundigungen einzuziehen.

„Sell sag i Enk a andersmal!" polterte der durch

die Ausfratschlerei geärgerte Immenhofer heraus und machte eilig die Kanzleithüre hinter sich zu.

Die leidige Angelegenheit ist nun durch die bergamtliche Auskunft um kein Haar besser; man weiß wohl, daß der Obersteiger wenigstens ein Tiroler, wenn auch hart von der Grenze ist: ein Wälischer, der noch Niemanden umgebracht hat; das ist aber auch Alles, und auf das hin wird wohl kein Vater zwischen Kufstein und Ala seine Tochter hergeben. Eine sacrische Geschichte, die zu beißen gibt!

Ein paar Tage schlich der Immenhofer herum, ganz gedeftet, bis er den Weg zum Absamer Widum fand und sich beim Curaten Raths erholte. Wie einfach! Hochwürden wird an den Amtsbruder nach Borgo schreiben und dann wird man schon erfahren, wer der Luigi ist. Ob aber die Sache gut ausgehen werde, das bezweifelt auch der Curat; wälisch und deutsch verträgt sich selten, auch nicht in der Ehe und der Schwiegervater wird wohl auf seine alten Tage noch italienisch lernen müssen.

„Nix lern' i; i hab' nix g'lernt und lern' nix nimmer aa!" schrie ganz respectwidrig der Bauer im Zimmer des Curaten.

„Das merkt man, Immenhofer!" sagte trocken der Geistliche. „Er ischt halt decht a Klachel!"

„Nix für unguat, Hochwürden, und für 'n Hönig im Hirgscht kimm i schon auf!"

„Ischt nöt nöthig, Immenhofer; und die Sach' wird besorgt. Besser wird aber allweil sein, Du redest der

Moidl den Wälischen aus. Sie nimmt 'n ja decht nur aus sündigem Hochmuth!"

„Kannst aa Recht haben, Hochwürden; mir waar 's anderscht aa liaber. Adjes, Hochwürden! Viel Dank!"

Damit war die Berathung im Widum zu Ende und der Immenhofer muß nun abwarten, bis die Auskunft von Borgo eintrifft. Einstweilen aber sorgt der Vater, daß der wälische Fuchs nicht in die Hühnersteige kommt und der Moidl wird ganz deutlich gesagt, daß sie mit dem Wälischen nichts, aber auch gar nichts zu reden habe, bis man Näheres weiß. Das verspricht 's Moidl auch richtig und was das Dirndl einmal verspricht, wird auch fest gehalten.

Innerlich ärgert sich der Immenhofer fürchterlich, daß er seine Tochter hat zum Palmumgang nach Thaur gehen lassen. So gut der Palm für die Felder ist, der Wälische ist für's Haus eine bittere Zugabe, auf welche man im Immenhof nicht gerechnet hat. Wenn doch der Teufel den Katzelmacher*) holen würde! Und Immenhofer ertappt sich bei dem Gedanken, daß er gerne eine Messe lesen lassen würde, wenn der Wälische vom Erdboden verschwände. Das ist, so viel weiß der Immenhofer selber, ganz und gar nicht christlich; aber recht viel anders machen es die Wälischen auch nicht, die ihre

---

*) Herumziehende wälsche Krämer und später alle Italiener erhielten den Beinamen „Katzelmacher", den einige auf das Fluchwort cazzo zurückführen wollen. Cazzo ist auch synonym mit „dummer Kerl."

Kinder beten schicken, wenn die Väter abends zum stehlen gehen. Hätte er auf den Palmsegen für seine Felder verzichtet, dann hätte Moidl den Katzelmacher nicht kennen gelernt und immerhin wäre es noch fraglich, ob die nicht gesegneten Felder vom Schauer heimgesucht worden wären.

Wie von einer Ahnung geleitet, daß der Fuchs den Hühnerhof umschleichen werde, blieb am nächsten Sonntag der Bauer zu Hause und ließ statt seiner die Mutter in die Kirche gehen. Die Moidl soll ihre Andacht auf ihrem Kämmerlein verrichten, weil es ja doch gleich ist, wo man zu Gottvater betet. Richtig kam während der Gottesdienstzeit der Obersteiger die Salzstraße herab, schlich wie der Hühnerdieb um den Hof und schielte nach der bella Maria, die sich aber nirgends zeigte. Er hat heute kein Glück, der sehnsuchtsvolle Luigi, dessen Augen den blonden Mädchenkopf zwischen den Blumen finden möchten. Dafür aber steht plötzlich der Bauer vor dem Obersteiger und bedeutet ihm, in's Haus zu kommen. Wieso und warum, weshalb und wozu und wie die Fragewörter alle heißen, all das sprudelte blitzähnlich heraus; aber das Zögern hilft nichts und die Armbewegung des Immenhofer ist deutlich genug. Ob der Bauer ihn im Hause am Ende durchprügeln wird? Luigi hat aber doch nichts verbrochen! Er hat nur gesprochen mit schönes Mädel, mit bellissima Maria; weiter nichts. „Per bacco!"

„Woll, woll! Pack Di' einhi!" ruft der Bauer und führt den „fürig'fangten" Huttmann in's Haus.

„Che cosa comanda Signor?"

Ja, das ist eine böse Sache: was soll der vor Aufregung bereits schwitzende Immenhofer dem Katzelmacher sagen? Wie soll er ihm beibringen, daß eine Caressirerei nicht geduldet werde, bis man Näheres aus Borgo wisse; daß er das Haus meiden müsse! Und wie soll der Immenhofer überhaupt herausbringen, welche Absichten der Obersteiger hat? Es wäre doch auch möglich, daß der Katzelmacher gar nicht daran denkt, die Moidl zu heirathen; und wenn nicht, wär's am allerbesten und der Bauer könnte den Wälischen mit deutscher Kraft zum Hause hinaus werfen! Ist doch das Reden schwer! Dem Immenhofer rinnt der Schweiß von der Stirne vor Anstrengung, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen und sich dem Fremden verständlich zu machen.

„Si compiáccia dirmi!“

„Ja, Schnecken! Nix ischt 's mit einer Gspusi; warten müassen mir auf d' Botschaft von Borgo!“

„Come? Botschaft e Borgo? I son nato in Borgo? Come sein Gspusi?“

„I hab' mir's decht gleich denkt, er versteht gachlings, was a Gspusi ischt! Nix Gspusi, nix caressiren? Was will Er Himmelsacramenter vom Moidl?“

„Per dio! Ik wollen nix slektes!“

„Dös ischt aa Dein Glück, Katzelmacher!“

„Ma, che wollen Signor da me?“

„Was i will? Wissen möcht' i, was Er vom Moidl will? Nix wird caressirt! Entweder heirathen, bald's der Curat verlaabt, oder — —!“

„Ik heirathen? È impossibile! I son pazzo povero . . . armes Mensch!“

„Ach was! Arm hin, arm her! Wer nix hat, ischt a Lump! Willst D' das Madel heirathen oder nicht?“

„Si, si! Che fortuna! J e la bellissima Maria promessi sposi! Che fortuna, fortuna, fortuna!“ schreit der Obersteiger, daß die Scheiben zittern und geberdet sich wie rasend vor Glück. Er umfaßt den Bauer und dreht sich mit ihm wirbelnd durch's Zimmer: „Evviva le patre! Wo sein bellissima Maria!“

Wie Flugsand wirbelt Moidl vom Stübchen die Treppe herab und dem Luigi in die Arme, indeß der athemlose, eine Gefühlstarantella ungewohnte Immenhofer luftschnappend sich auf die Ofenbank fallen läßt und vor sich hinbrummt: „Dös kann nett werd'n! Wenn der verruckte Kerl bei einem Busserl schon so spektakelt, na' möcht i erst die Rumori hören, wenn ein Kind in's Haus kimmt!“

Bevor noch die Bäuerin heimkam, hatte der Immenhofer den „lauten“ Gast wieder glücklich vor die Thür gebracht und ihm begreiflich gemacht, daß er nicht früher wiederkommen dürfe, als bis ihm Botschaft werde; außerdem habe er reinen Mund zu halten.

Du lieber Himmel! Was hätte der Wälische in seinem Freudentaumel nicht alles versprochen! Der Immenhofer hätte gelassen verlangen können, Luigi solle den ganzen Speckkarspitz mit den Farben der italienischen Tricolore anstreichen und der Mann hätte die Malerei gelobt. Und wie der Obersteiger mit übervollem Herzen gegen St. Magdalena ansteigt, hört er den Kuckuck rufen, der in

seiner wälischen Heimath ein Glücksvogel ist für Liebende. Bei seinem Ruf fragen die Mädchen den geheimnißvollen, unsichtbaren Vogel

„Cucù cucù dalla Baviera
Quanti anni stas a lassarme
metter denter la viera?"

(Kuckuck Kuckuck von Bayern,
Wie viele Jahre dauert es, daß du
mich den Ehering anstecken läßt?)

Luigi kennt den Brauch der Burschen von Rendena und fragt nun seinerseits den Kuckuck:

„Cucù cucù dal barisel,
duanti anni ho da star putel?" *)

(Kuckuck Kuckuck vom Fäßchen,
wie viele Jahre muß ich „Bube" bleiben?)

Und aufmerksam lauscht der Obersteiger hinüber zum Wald: Kuckuck! ruft der Glücksvogel einmal und schweigt dann stille. Also nur ein Jährchen noch! Und vielleicht dieses nicht mehr ganz! „Che fortuna!"

IV.

Im Absamer Widum ist der mit Spannung erwartete Brief des Pfarramtes in Borgo endlich eingelaufen und der Curat hat dem Immenhofer davon Kenntnis gegeben. Ein Hut voll Neuigkeiten! Da schreibt der Pfarrer aus dem Wälschland, der Luigi Degrassi wär' wohl ein braver Bursch, der auch seine betagte Mutter unterstützte,

*) Chr. Schneller „Märchen und Sagen aus Wälschtirol".

bis diese bei einer merkwürdigen Gelegenheit um's Leben kam. Die Greisin hatte sich zu schwerer Winterszeit der frierenden Einwohnerschaft des Dorfes Marter angeschlossen, um Holz zu holen, denn die Kälte auf den Steinfliesen war unerträglich geworden und die Dörfler dem Erfrieren nahe. Nun trug der Bannwald allerdings die Warnungstafel: „Bando boschivo!“, aber die frostklappernden Dörfler kümmerten sich den Teufel um Bannwald und Forstgesetz und die Folgen der Vernichtung eines Bannwaldes waren ihnen wurst; die Kälte war eben zu groß und ihr fiel der junge Schutzwald zum Opfer. Und so zog das ganze Dorf mit Beilen und Sägen aus, kletterte den Berg hinan und vernichtete den mühsam aufgeforsteten, jungen Wald.

Unachtsam, nur gierig auch von dem Holz so viel als möglich zu erhalten, achtete das Mütterchen nicht sonderlich auf die Holzfäller und diese nicht auf die Umgebung. Ein Baum, unten abgesägt, kam in's stürzen und der Stamm schlug die Greisin nieder als erstes Opfer des Waldfrevels. Sei der Luigi nun ein braver Bursch und begreiflicherweise arm wie eine Kirchenmaus, so wären seine Brüder ausgesuchte Lumpen, die auch nicht davor zurückschrecken, dem Mitmenschen im Zorn den harten Stahl zwischen die Rippen zu stoßen. Einer davon säße lebenslänglich im Kerker, weil er den Bezirkshauptmann von Borgo aus Aerger über eine verweigerte Drehorgelconcession umbringen wollte und auch thatsächlich auf ihn schoß; und Luigi's zweiter Bruder sei nach argen Unthaten in's Venetianische geflüchtet und verschollen.

Diese Verwandtschaft wäre also ganz nett, meinte der Immenhofer und der Curat kann nicht widersprechen. Doch schließe das nicht aus, daß der Obersteiger selber ein anständiger, nach dem Zeugniß des Pfarrers von Borgo sogar ein braver, frommer Mensch sei. „Aber der Bruder lebenslänglich im Zuchthaus!" warf der Immenhofer ein.

„Wär' 's Dir 'leicht lieber, wenn der Zuchthäusler nach Absam zur Hochzeit käme?" fragte der Curat.

„Um Gotteswillen, na! Aber, Hochwürden, was meint 's Ös zu der ganzen Geschichte?"

„I mein', Du erzählst Alles, auch die Geschichte von der Verbrecherverwandtschaft der Moidl; vielleicht verliert sie nachher den Geschmack, in eine solche Gesellschaft hineinzuheirathen. Stolz wie sie ist, wird sie kaum die Schwägerin eines lebenslänglichen Zuchthäuslers werden wollen. Gibt sie den Gedanken auf, ischt's umso besser, und bleibt sie bockbe nig, dann, Immenhofer, laß' es erst zum Verspruch und einer recht langen Verlobung kommen. Wer weiß, was sich inzwischen Alles ereignet; wie oft hat sich der Sinn schon geändert! Es sind manche Verlobungen wieder zurückgegangen, weil sich der eine oder andere Theil die Sache inzwischen anders überlegte. „Eile mit Weile" heißt 's im Sprichwort, Immenhofer! Und dann machst Du für alle Fälle zur Bedingung, daß der Obersteiger die ehrliche Bauernarbeit lernen müsse. So, das ischt mei' Rath und jetzt b'hüt Di Gott!"

Immenhofer bedankte sich herzlich bei dem Curaten und eilte heim mit einer an ihm ganz ungewohnten Geschwindigkeit. Ihn brannten die Neuigkeiten auf der

Zunge und es war ihm, als säße ihm der Lebenslängliche im Genick.

Der Bäuerin Gesicht ward lang und sauer; sie hat immer viel auf anständige Verwandtschaft gehalten und die Verwandten nach dem Besitz taxirt. Das wälische Gesindel behagt ihr deshalb nicht im Geringsten, während des Mannes Armuth ihr ein weniger großes Hinderniß dünkt. Der verflixte Palmumgang: Ohne ihn könnte ihnen das ganze Suganathal mit seinen Burgruinen gleichgiltig sein. „Untersteh' Di' Moidl, und geh' mir noch einmal mit dem Palmumgang nach Thaur!"

Und das schöne Töchterlein lacht silberhell auf: „Hab's gar nöt nöthig! Meinen Hochzeiter hab' i schon und a Zwoater waar überflüssig!"

„Hochzeit! Daß i nöt lach'! Da hat's guate Weil hin! Und wia g'fallt Dir denn der lebenslängliche Schwager im Zuchthaus?"

„Ich heirath' decht den nöt! Der sitzt mir lang guat drin und wenn er lebenslänglich ischt, wird er wohl nöt so bald 'rauskommen! Mir ischt die Hauptsach' mein schöner Bräutigam: der schönste Mann von ganz Tirol!"

„Wennst nur nöt mit Dei'm schönsten Mann von ganz Tirol reacht eingehst!"

„Wüßt nöt wia!"

* * *

Dem Luigi ist Botschaft durch einen Salzführer in's Bergwerk gebracht worden und am Sonntag darauf

sauste ein überglücklicher Mensch mit einem Riesenbuschen Almenrausch in der Faust die Salzstraße herab und prasselte wie Hagelschlag in den Immenhof, so vehement, daß die höchlich erschrockene Bäuerin die Nudelpfanne aus den Händen fallen ließ und laut aufschrie vor Schreck. Der Bauer, hiedurch allarmirt, sprang eiligst in's Haus und schimpfte gründlich, daß „öppas allweil hin wird, 'bald der wälisch' Mensch in's Haus kimmt!" Ein Glück, daß eiserne Pfannen nicht so leicht in Scherben gehen! Aber die heiße Butter schwimmt auf den Steinfliesen und muß in die Kaspel gegeben werden; so eine Verschwendung mir nichts, dir nichts!

Die überströmende Freude Luigi's ob der Berufung auf den Immenhof dämpfte nach kurzer Begrüßung der Bauer augenblicklich durch die Mittheilung, daß der Brief vom Pfarramt in Borgo angekommen, die Verwandtschaft aber doch recht bedenklich sei. Ein Lebenslänglicher in Trient wäre eben eine nicht besonders erwünschte D'reingabe.

Der arme Luigi! Wachsbleich werden seine Wangen und der Alpenrosenstrauß entfällt seinen Händen; der Bursch steht gesenkten Hauptes vor dem Bauer wie der Delinquent vor dem Scharfrichter; ihm ist's, als würde ihm das Todesurtheil verkündet und stehe ein Abschied vom Leben bevor. Der unglückliche Bruder! Mehr als einmal hat dessen Geschick schon unheilvoll in sein Leben eingegriffen und noch jedesmal, sobald die Leute von der Verwandtschaft zu einem Lebenslänglichen hörten, jagte man den unschuldigen Luigi von dannen und war für ihn Stellung und Brod verloren. Und Luigi thut doch keinem Menschen

Schlechtes; nicht einmal einem Singvögelchen kann er Leid zufügen und ißt die Polenta lieber trocken statt Vogelrisotto. Kann er dafür, daß Battista aus der Art schlug und dem capitano distrettuale an's Leben wollte? Das unglückselige, heiße Blut!

Moidl, die gleichfalls in der Stube stand und den Vater zuerst reden ließ, dauerte der arme, aus allen Himmeln gerissene Mensch; ihr kam er mit dem leidvollen Zug um die Lippen und der betrübten Miene, die erkennen läßt, wie hart ihn die Scene schmerzt, noch viel schöner vor; und weil der Vater hartherzig den Armen länger als nöthig zappeln läßt, macht Moidl rasch ein Ende: „Hör, Vater! Der Luigi kann decht nix dafür, daß sei' Bruader a lebenslänglicher Lump ischt. Es ischt gnua; sag' eahm decht liaber, wia 's g'halten soll werd'n zwischen uns!"

Das wirkte; der Immenhofer replicirte, wieder schwitzend vor Anstrengung, dem Obersteiger, der im Deutschen merkbare Fortschritte gemacht, wie von einem Verspruch keine Rede sein könne und daß gewartet werden müsse. Auch müsse sich erst zeigen, ob der Obersteiger Verständniß für die Bauernarbeit besitze. Des Weiteren müsse der Ruf des Mädels wie des Hofes respectirt werden, daher der Luigi nur an den übernächsten Sonntagen auf ein Stündchen vorsprechen dürfe, sonst aber Hof und Leute meiden müsse. Eine weitere Hauptbedingung sei es, daß der Obersteiger über diese Unterredung und die fernere Gestaltung der Verhältnisse absolut schweigen, auf deutsch: das Maul halten müsse. Ausge-

trommelt brauche es nicht zu werden, daß die Immenhoferischen den Wälischen zum „Bräutigam auf Probe" nehmen wollen. Das Gespött werde so wie so nicht ausbleiben und groß genug werden, wenn die Geschichte bekannt wird.

Merkwürdig rasch hat Luigi diese Erklärungen verstanden und sein Gesicht hat wieder die Naturfarbe erhalten.

Schweigen will er und dankbar sein, daß man ihn nicht überhaupt hinauswirft, worauf er nach der fürchterlichen Einleitung schon gefaßt gewesen sei.

Das gelobt Luigi mit einem Blick auf Moidl, daß der Bauer zur Bäuerin sagte: Der Kerl wär' feuergefährlich; er zündet mit seinen Augen noch einmal den Hof an und die Bäuerin solle nur nicht mit Streichhölzern seinen Augen zu nahe kommen.

Und weil's Moidl dem Luigi freiwillig den Verlobungskuß gibt, wird der Obersteiger wieder wälisch-lebendig und die überschäumende Überschwenglichkeit platzt los: eine Fluth von Worten und Empfindungsrufen überschwemmt die Familie, bis der Bauer den vor Glück schier närrisch gewordenen Burschen auf die Straße stellte.

„Ein solches Mundwerk! Es ischt ganz aus der Weis'!" sagt der Bauer.

„Aber ein bildsauberer Mann!" erwiderte Moidl, die dann von ihrem Stubenfenster dem Luigi nachsieht, bis er um die Felsenecke verschwindet.

Wochen vergingen; es ist Hochsommer geworden; eine

bleierne Schwüle liegt auf den weißgrau flimmernden Felsen des Speckkarstockes. Die Sonne meint es gut mit den Innthalern und macht sie schwitzen und seufzen und die Grillen beneiden, die vor der Gluth geschützt im Boden zirpen. Wer nicht muß, vermeidet es in furchtbarer Hitze in den Bergen herumzusteigen, wo die blendenden Felsen glühen. Die Knappen sind an solchen heißen Feiertagen lieber auf dem Salzberg geblieben, so gerne sie sonst zur Erlustirung unter andern Menschen in's Thal hinabgehen; der Rückweg auf die steile Höhe bei tropischer Hitze ist zu lästig und läßt das vorhergegangene Vergnügen zu theuer erkauft erscheinen. Wer aber jeden zweiten Sonntag pünktlich sich im Immenhofe einfindet, das ist Luigi, der Obersteiger, den weder Hitze noch Sturm und Unwetter abhalten kann, seine bella Maria zu besuchen, seine Augenweide, den Glanz seines Lebens zu bewundern und zu preisen in der blumenreichen Sprache seiner Heimath. Haben die Alten ihn anfangs als eine nicht gerade hocherfreuliche Zugabe betrachtet, so milderte die Zeit die Anschauungen; man gewöhnte sich an ihn und sein feuriges Temperament, und ließ ihn jubeln und schwätzen, zumal ja der Moidl die Freude und eine stolze Genugthuung vom holden Antlitz zu lesen ist. Ob es freilich die echte, wahre Liebe ist, die das Mädel empfindet? Es muß wohl so sein; denn wenn nicht, würde Moidl doch wohl kaum just auf diesen Mann so versessen sein. Sie würde sich wohl sonst nicht so rasch über die unangenehme Verwandtschaft wie über das Gespött der Nachbarn hinweggesetzt und selbst dem Curaten Opposition gemacht haben.

Die Bäuerin hatte so ihre Gedanken über diese Frage, die ihr schon einigemale aufgestiegen sind in stillen Nächten, wenn der Schlaf ihre Augen mied. Beruhigter zeigte sich der Immenhofer, zumal der Zukunftseidam in erfreulicher Weise deutsch lernt und ein Interesse an der Landwirthschaft zeigt, das über das Polentaessen hinausgeht. Ein besonderer Wirthshauspicker ist der Immenhofer nie gewesen, darum entbehrt er das Kneipengehen nicht sehr, das er völlig eingestellt hat, seit die Nachbarn im Mittelgebirge nichts anderes mehr zu reden wußten, als ihn samt seinem wälischen Tochtermann zu bespötteln. „Vaterl soll halt seinen Reathel dahoam trinken!“ hat Moidl getröstet, als der Bauer zu Hause des ewigen Gespöttes am Wirthshaustische erwähnte. Und was den Immenhofer tröstete, ist die Freude der Tochter an ihrem Verlobten, der zwar noch kein eigentlicher Verlobter ist, aber doch dafür gilt. Wenn noch ein Halbjahr gut vergeht, wird man darüber schon ernstlicher reden, so lautet des Vaters Meinung; auch pressire die Sache ja gar nicht.

* * *

Wieder ist ein Sonntag angebrochen, ein Luigi-Sonntag für Moidl und ein Marientag für den Obersteiger. Moidl hat in aller früh die Kirche besucht, einem inneren, unerklärlichen Drange folgend. Schon beim Verlassen des Hofes bemächtigte sich ihrer ein banges Gefühl der Angst und Sorge, das sich steigerte, als die Kirchgängerin den blutroten Himmel erblickte. Morgenroth bringt frühen Tod! Die Leute sagen, es wäre Aberglauben, aber

manchmal ist das Sprichwort doch zur bitteren Wahrheit geworden. Es wird doch dem Luigi nichts passirt sein! Und heiß steigt ein Gefühl unsagbarer Angst in ihr auf und hemmt ihr fast den Athem: sein Beruf ist so gefährlich und daran hatte sie noch nie gedacht!

Inbrünstig fleht Moidl zur Gnadenmutter, Unglück und Unheil von ihm abzuwenden! Und ein Kerzchen brennt Moidl zu Ehren Mariens an im frommen Glauben!

Aber seltsam! Der wahre Herzensfriede will ihr nicht werden, der Trost des Himmels bleibt aus.

Hastig und aufgeregt ist Moidl wieder heimgekehrt, ihre erste Frage gilt dem Luigi. Ist er schon gekommen?

Wär' nicht übel! Zu so früher Stunde könnte man den Besuch noch nicht brauchen. Ueberhaupt wird das Gethue zuwider! So giftig ist Mütterchen noch nie gewesen; sie muß wohl mit dem linken Fuß zuerst heute morgen aus dem Bett gestiegen sein. Auch der Vater zeigt wenig Verständnis für die ihm ganz und gar überflüssig erscheinende Angst des Mädels. Der Luigi werde schon kommen; er ist ja doch noch nie am übernächsten Sonntag ausgeblieben. Warum sollte er heute fehlen? „Wenn man zu Absam Mittag läutet und im Immenhof die Knödel aufgetragen werden, wird er schon da sein, der hungrige Katzelmacher," meinte der Bauer.

Moidl hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, sie wollte die Verdächtigung, als ob Luigi wegen des kostenlosen Mittagessens auf den Hof komme, zurückweisen; aber sie schluckt die Entgegnung hinunter, die Angst ist zu groß, die Sorge drängt alles andere in den Hinter-

grund. Darum flüchtet Moidl in ihr Stübchen und blickt unentwegt auf die Felsenecke am Eingang in's Hallthal, hinter welcher Luigi hervorkommen muß, wenn er überhaupt kommt.

Mittag ist vorüber, Luigi ist nicht gekommen. Moidl hat keinen Bissen gegessen.

Das Mahl ist wortlos verlaufen; der Vater wollte nichts reden und Mütterchen durch leere Trostworte die Angst des Mädels nicht steigern, also sagte auch die Bäuerin lieber nichts.

Wieder sitzt Moidl am Fenster und blickt starr hinaus; Stunde um Stunde verrinnt; schon läutet man in Absam zur Vesper — Luigi ist noch nicht da. Es wird Abend. Gottes Friede liegt über dem Gelände, eine friedliche Ruhe. — Ha! Biegt da nicht ein Knappe um die Felsenecke am Hallthal? Der Mann läuft in rasender Eile herab, in sichtlicher Aufregung. Moidl zuckt zusammen: Luigi ist das nicht; der Knappe wird ein Unglücksbote sein — sie ahnt es, hat es schon in früher Morgenstunde geahnt. Wie das Herz pocht und die Schläfen hämmern!

Eilig verläßt Moidl das Stübchen und stürmt die Treppe hinunter, durch den Garten hinaus auf die Straße: „Was ischt g'schechen!" ruft sie gellend dem Knappen entgegen.

„A Unglück!"

„Also wahr! Ischt er todt?"

Und fliegenden Athems erzählt der Knappe, daß gestern Abends knapp vor Schichtende eine Stollenbolzung durch

den Druck einstürzenden Gesteins geborsten sei, einige Knappen verletzt und theilweise verschüttet wurden.

„Und der Obersteiger?“

Der hat fleißig mitgeholfen die Leute auszubringen und weil ein Mann, wie es geheißen hat, noch fehlte, ist er mit dem Grubenlicht noch weiter hinein in den Stollen, den Mann zu suchen; er hat ihn aber nicht gefunden und bevor er aus dem hintersten Stollen wieder herauskam, ist auch dort der Schacht eingestürzt, die Bolzung geborsten und —

„Jes', Maria und Josef, ischt er todt?“

Ein schwerer Tram hat dem Obersteiger den rechten Arm abgeschlagen und ihn sonst böse zugerichtet.

„Lebt er noch?“

„Sell wohl!“

„A Krüppel für immer!“ schreit Moidl in Verzweiflung hinaus in den friedlichen Abend und flieht in ihre Stube.

„Der arme Mensch!“ sagen die Eltern Moidl's und fragen den Knappen, ob es dem Obersteiger an irgend etwas fehle?

Der Arzt sei schon oben und die barmherzige Schwester auch; es fehle an nichts, er wäre bloß heruntergeschickt worden, um im Immenhof die Botschaft auszurichten. Der Obersteiger liege im Wundfieber; ob er davon kommen wird, weiß der Gewerkschaftsdoctor noch nicht. Jedenfalls werde ein anderer nun Obersteiger werden.

„Du g'wiß nöt!“ brummte der ob solcher Gefühls=

rohheit empörte Bauer, dem das Unglück des Wälischen doch arg zu Herzen geht.

Der Knappe ist wieder hinauf zum Bergwerk und der Immenhofer sitzt gedankenvoll auf der Bank vor dem Hause. Mütterchen hat er zur Moidl hinaufgeschickt, aber das Mädel hat sich eingeschlossen; sie will niemanden sehen und allein bleiben!

Es wird ihr der Schmerz schier das Herz abdrücken! Der Schlag ist hart, die Prüfung schwer. Der arme Mensch! Nun ist er ein Krüppel und wenn er wieder auf die Füße kommt, ein Bettler, brodlos, außer Stande sich etwas zu verdienen. Der Kerl kann verhungern am helllichten Tage; ohne den rechten Arm ist jede Arbeit unmöglich.

„Reacht hast, Immenhofer; aber verhungern derfen mir den Menschen nöt lassen, hiazt im Unglück nöt!" erwidert die Bäuerin.

„Sell moan i schon aa, Muatter; Du bischt halt decht a guat's Weib! Na, na, verhungern lassen ma eahm nöt! Ham mer eahm in guaten Zeiten g'habt auf'm Hof, so derfen mer eahm hiazt im Elend und Unglück nöt davon jagen!"

„Derweil warten ma halt ab, ob er davon kimmt aus'm Fieber und der ganzen Krankheit."

„Ganz reacht! Aber was werd wohl 's Moidl thoan?"

„I moan, mir lassen 's erscht auswoanen; morgen werd sie schon wieder runterkemmen von ihrer Stuben; und wenn es besser sein werd, aftn kann sie ja 'nauf, an' Krankenb'suach machen!"

„Freili, freili!"
„Guate Nacht, Vater!"
„Guate Nacht, Muatter!"

V.

Stumm begrüßte am Morgen nach dem Unglücks=tage Moidl die Eltern; ein leises Kopfnicken muß Kuß und Wort ersetzen. Bleich, ja grau wie der Fels der nahen Berge, ist Moidl's Madonnengesichtchen geworden über Nacht; starr die Züge, kalt und hart der Blick der früher so seelensguten, himmlischen Augen. Kann der Schmerz versteinern? Ist das Herz marmorn geworden?

Stumm geht das stolze Bergkind der Arbeit im Hause nach; kein Klagelaut kommt über die blassen Lippen, die alle Farbe verloren. Die Mutter versucht zu trösten und spricht von Hoffnung, daß Luigi wenigstens mit dem Leben davon kommen werde, wenn es Gottes heiliger Wille ist.

„Laß' nur, Muatter!" sagt Moidl und verläßt die Stube.

Der Schmerz ist zu groß, denkt die Mutter. Das Dirndl kann nicht weinen und thränenloser Schmerz thut am weheſten. Darum äußert Moidl auch kein Wort des Mitleids für den armen Krüppel. Der Schlag ist zu hart.

Am Nachmittag fragt die Mutter, ob Moidl denn nicht einen Besuch am Salzberg machen wolle.

„Nein!" klingt er hart aus dem Munde Moidl's;

die Lippen schließen sich krampfhaft, es ist als presse sie selbe zusammen.

„Aber Moidl! Schau, ein B'suach möcht' den Armen decht freuen, es wär' eahm a Trost im fürchterlichen Unglück; es ischt ja gräßlich, den rechten Arm z' verlieren! Und er ischt ja decht so guat wia verlobt mit Dir!"

„Verlobt? Der Luigi mit mir? Nein!"

„Waar nöt aus!"

„Ja, aus ischt 's!"

„Aber, bei der allerseligsten Jungfrau, Deandl, bedenk'! Du hascht eahm decht Liab und Treu gelobt! Du bischt decht so guat wie im Verspruch mit eahm!"

„Nein!"

„Waaas? Du brichst eahm 's Wort?"

„Moidl bindet sich an koan' Krüppel, der Verspruch ischt nichtig!"

Unter der Thüre stehend, hat der Vater dem seltsamen Gespräch gelauscht; der letzte Ausspruch treibt ihm das Blut in den Kopf. Krachend fliegt die Thüre zu und ein Fluch entfährt seinem Mund.

„Versündig' Di' nöt am Himmel und frevle nöt an Gott selber! Es ischt g'wissenlos, a furchtbare Sünd', sich hiazt losz'sagen, wo der arme Mensch als Krüppel krank liegt! Der Herrgott im Himmel wird solchen Frevel rächen, so viel ischt g'wiß!" Und Immenhofer wettert weiter, wie ihm die ganze Liebesgeschichte und Schönthuerei von Anfang an nicht nach Sinn und Gefühl war, wie er aber aus Liebe zu seinem einzigen

Kinde nachgegeben und eingewilligt habe zu einem späteren Verspruch. Wenn nun auch keine öffentliche Verlobung existire, versprochen seien sie mit einander und wie die Braut den verunglückten Verlobten so verläugnen und sich mit solcher Gefühlskälte von ihm lossagen kann, das begreift sein schlichter Bauernverstand nicht. Ihm ist solche Handlungsweise ein Frevel sondergleichen, ein Hohn auf Menschengefühl und heiliges Gewissen!

Mit gesenktem Haupt hat Moidl diese wohl verdiente Strafpredigt angehört, aber kein Wort erwidert; stumm ist sie wieder aus der Stube gegangen mit einer steinernen Ruhe im Gesicht und im Herzen.

Lange bespricht der Immenhofer den unerhörten Fall mit seinem Weibe. Er weiß sich keinen Rath; zwingen kann er sein Kind nicht, den Einarmigen zu heirathen, nachdem er schon gegen eine Verlobung mit dem Gesunden war. Aber er vermag einen so herzlosen Treubruch ebenso wenig gut zu heißen. Auch die Bäuerin ist gleicher Ansicht und ihre Meinung geht dahin, daß reiner Tisch je eher desto besser gemacht werden müsse. Den Aermsten länger hinzuhalten im Wahne, ihn auf den nie erfolgenden Besuch Moidls warten und harren zu lassen, wäre sträflich; anderseits solle der Bauer selber dem Obersteiger sagen, daß der Treubruch Moidls nicht nach der Eltern Willen erfolgte, daß sie solchen nicht gut heißen und ihn beklagen; daß sie aber auch keinen Zwang ausüben können und wollen.

So ging denn Moidl's Vater die Salzstraße hinauf zum Gewerk und recht sauer ward ihm dieser Gang. Dem

Obersteiger eingestehen zu müssen, daß das eigene Kind schlecht an ihm handelt und dabei im innersten Herzen das Gefühl zu hegen, daß die Lösung des Verspruches den geheimsten Wünschen entspricht — das ist eine harte Aufgabe. Aber sie muß erledigt werden; so viel Rücksicht verdient der Kranke, nachdem man sich einmal so weit mit ihm eingelassen hat. Weitaus lieber würde der Immenhofer persönlich am Margarethentag Türken setzen trotz seines steifen, altgewordenen Rückens oder die Schwitzkur des „Abraumens" der Maisfelder durchmachen. Und statt jetzt dem Einarmigen den Frevel seines Kindes einzugestehen, würde er lieber eine Woche hindurch Türken pecken, jenes ermüdende Geschäft des Unkrautaushackens aus dem Wälschkornacker.

Ein Jammeranblick! Wie der arme Mensch im ärmlichen Bette in der öden Kammer des Gewerkschaftshauses liegt: so gottergeben, von Schmerzen geplagt, und doch jeden Schmerzenslaut unterdrückend. Mag er je im Leben der Worte zu viel gemacht haben; jetzt auf dem Krankenlager kargt er mit den doch so natürlichen Lauten der Klage und des Schmerzes. Ein leises Lächeln fliegt über sein todtenbleiches Gesicht, wie seine müden Augen den Immenhofer erblicken; doch ein wehmüthiger Zug huscht über seine Lippen als niemand hinter dem Bauer in's Zimmer tritt. Der Kranke hat Moidl offenbar erwartet und Moidl ist nicht gekommen. Der rauhe Bauer fühlt es, wie schmerzlich das Fernbleiben seiner Tochter den Kranken berühren muß. Und Immenhofer muß ihm noch größeren Schmerz durch die Mittheilung des Treubruches

Moidls bereiten. Herzlicher als es sonst seine Art ist, begrüßt Immenhofer den Einarmigen und spricht sein Mitgefühl aus. Und Luigi? Er schließt die Augen und haucht ein „mille grazie“, und ein bitterer Zug gräbt Falten um den Mund. Spricht doch der Bauer nur für sich! Kein Wort vom Beileid Moidl's. Hat das Mädel sein vergessen? Jetzt im Unglück!

Dem Immenhofer will das Geständniß nicht über die Lippen; es ist zu grausam, dem Kranken auch noch seelischen Schmerz zuzufügen.

Der Bauer zuckt zusammen; ihm ist's, als hiebe man mit Keulen auf ihn ein, als Luigi leise, mühsam nach deutschen Worten suchend, schmerzbewegt und doch gesammelt meint: Maria wolle wohl nicht kommen und nichts mehr von dem Krüppel wissen!

In seinem ganzen Leben ist es dem Immenhofer nicht so schwer geworden, das einzige Wörtchen „ja“ zu stammeln, als in diesem Augenblick.

Und vor dem unbeschreiblichen Blick des Obersteigers verstummt Immenhofer wieder; er vermag es nicht, die Handlungsweise der Tochter zu beschönigen, noch der Eltern Meinung über den Treubruch Ausdruck zu geben. Der Krüppel ahnt ja doch Alles; es ist jedes Wort überflüssig.

„Maria — sein — frei! Ik geb' ihr Wort — zurück!“ flüstert Luigi und sinkt bleich wie die Felsen seiner Heimath in die Kissen zurück. „Addio!“

Wie ein begossener Pudel schleicht der Bauer aus der Stube und trollt sofort, froh von Niemandem angesprochen zu werden, die Salzstraße hinab. Der Wälsche, so zu-

wider er ihm bislang gewesen, hat ihm durch den freiwilligen Verzicht aus eigenem Antrieb imponiert, wie das noch keinem Menschen gelungen ist. Immenhofer fühlt sich unsäglich klein und erbärmlich und eine wahre Wuth gegen seine treubrüchige Tochter bemächtigt sich seiner, die ihm diese moralische Niederlage eingebracht hat. Kruciferas! Da schimpft man immer und verlästert die Wälschen, spottet und verachtet sie und so ein armseliger Wicht, ein Habenichts und Bruder eines Zuchthäuslers zeigt sich edelmüthiger, größer im Unglück und Ehrgefühl als der protzige Bauer auf deutschem Grund und Boden. Ehre wem Ehre gebührt; der Luigi ist, wenn ihm auch ein Arm fehlt und sein Bruder ein Lebenslänglicher ist, doch ein ganzer Kerl! Aber der Moidl wird er diese Stunde eintränken, gründlich; auf daß sie daran denken wird eine lange Zeit hindurch! Beim blutigen Heiland! Man soll nicht ungestraft mit Menschenherzen spielen! Und ein freveles Spiel war es, dem Menschen Liebe vorzuheucheln, solange er sauber und im Besitz seiner gesunden, geraden Glieder ist! Nicht einen schäbigen Hund jagt man von dannen, weil er die Haare verlor nach treuer Dienstleistung; viel weniger einen Menschen und selbst dann nicht, wenn er auch ein Wälscher ist.

Auf dem Immenhofe angekommen, verlangt der Vater augenblicklich Moidl zu sprechen.

„Red' Di' nöt in d' Hitz, Alter!" mahnt die Bäuerin, „es kimmt nix guates 'raus!"

„Braucht's aa nöt; aber höarn soll dös Sacraments-Dirndl, daß mei' Geduld gar ischt! I laß es nimmer

zua: Ehr' und Gewissen derf nöt mit Füaßen 'treten werden! Verfluchen thu i 's, wenn's den Frevel nöt guat macht!"

„Na, na! Du wirscht dentascht 's eigene Fleisch und Bluat nöt davonhauen und an' wälischen Krüppel dafür einstellen?"

Hat Moidl den Lärm gehört oder fürchtet sie, die Erregung des empörten Vaters zu steigern: sie kommt von ihrem Stübchen herab und stellt sich dem Vater, der seinem heiligen Zorn Luft macht in derber, ehrlicher Bauernart.

Wortlos nimmt Moidl die harte Rede hin und sie schweigt auch, als der Vater ihr den Verzicht Luigi's bekannt gibt.

Hat das schöne Mädel einen Stein in der Brust?

Fast scheint es so; Vater und Mutter verstehen ihr Kind nicht mehr und der Curat weiß auch keine Erklärung für solches Verhalten und solchen Frevel an heiligen Gefühlen.

VI.

Monate sind verflossen, der Gallitag rückt allmählich näher; der Herbst tritt in Sicht, Heu und Getreide ist eingebracht, Türken stehen draußen und der Wind streicht rauschend durch die dürr werdenden Blätter. Es strahlt die Sonne tagsüber warm vom wolkenlosen, blauen Himmel und klar und rein ragen die Bergspitzen zu ihm auf; der Wald prangt in leuchtenden Tinten,

die Bergwiesen haben ihr saftiges Grün verloren und allenthalben stecken die Herbstzeitlosen ihre lilla Kelche hervor. Elegisch ist die ganze Natur geworden, sie hält nun auch Feierabend nach langer Arbeit des Keimens und Wachsens. An den Sträuchern glühen die Beeren, rothbäckige Äpfel hängen in dichten Reihen an den Zweigen und fallen, vom Wurm angefressen, haltlos auf den Wiesengrund. Die Erdäpfelstauden hauchen ihre Düfte aus, wenn die Dirnen die Knollen ausgraben und das Kraut in's Feuer werfen, dessen Qualm sich in Schlangenwindungen über die Hänge zieht.

Die letzte Bienenarbeit muß nun auch verrichtet werden, die nach langjährigem Brauch Moidl übernimmt.

Was das Mädel nur hat: sie geht ohne die Bienenwehr an die Stöcke trotz des warnenden Zurufes der Mutter, sich zu schützen in herkömmlicher Weise. Hat Moidl nicht gehört oder will sie nicht hören. Mechanisch hat sie die lange Zeit über ihre Arbeit gethan: wortlos, gefühllos, nur das allernöthigste sprechend und meist sogar die Mahlzeiten einsam auf ihrem Zimmerchen verzehrend. Vater und Mutter haben geglaubt, daß die alles lindernde Zeit wohl auch bei Moidl einen Umschwung bringen werde; aber diese Hoffnung blieb unerfüllt. Machtlos blieb auch der Curat mit seinen Ermahnungen und Vorstellungen und je eindringlicher er glaubte werden zu sollen, desto unerwarteter war die Wirkung: Moidl blieb der Absamer Kirche und dem Beichtstuhl ferne und ging zu Gottesdienst und Beichte zu den Franziskanern nach der nahen Stadt Hall.

Mitten in der Immenwarte begriffen, hört Moidl einen höhnischen Zuruf und aufblickend gewahrt sie einen Absamer Burschen, einen von denen, die einen Korb erhielten. Scharf klingt die Frage von Moidl's Lippen, was der Bub wolle?

Nicht viel! Er will bloß wissen, ob jetzt, wo der Wälische im Spital zu Hall wäre, wohl zweiarmige Buben bei der Krüppelbraut wieder in Hoangascht kommen dürften?

Moidl fährt zusammen wie vom Giftwurm gebissen. Ihr solcher Hohn! Sie muß toll, sinnlos geworden sein: sie packt den summenden Bienenstock, der ihr am nähesten zur Hand steht, hebt ihn zornig auf und schleudert ihn wuchtig von sich: sie will den Spötter treffen! Doch ist der Wurf zu kurz — sie faßt einen zweiten Stock — doch schon brausen die erzürnten Bienen auf die wehrlose Moidl ein, indeß der Spötter flüchtig geht. Hageldicht fallen die Immen auf Moidl's Nacken und Gesicht; was sie mit den Händen wegzuwischen versucht, setzt in dichten Schwärmen hundertfach den Stachel ein. Wahnsinnig vor Schmerz, ruft das Mädchen gellend um Hilfe; dann sinkt sie, übersäet von Bienen, ohnmächtig zu Boden. — —

„Gottes rächender Arm hat Moidl erreicht, es ischt des Himmels Strafe für den an Luigi begangenen Frevel!" flüstert die Mutter immer wieder, wenn sie den Blick auf das vor Schmerz wimmernde Mädchen richtet. Fleißig wird kühlende Erde auf die zerstochenen Körperstellen gelegt; was dem Kind an Linderung gegeben werden kann, wird gereicht. Ob es helfen wird? Der Haller Arzt spricht Muth zu, es wird schon wieder besser

werden. Und was die Mutter seinerzeit sagte, daß Körperschönheit nicht von Dauer sei und keine Gewähr biete für das Eheglück — nun trifft es auch bei Moidl ein: die glanzvolle Schönheit des holden Mädchengesichtes ist verschwunden, vom Immenstachel vernichtet. Ahnt es Moidl? Das Mädchen verlangt einen Handspiegel; sie will selber sehen, wie die Immen sie zugerichtet haben.

„Thue 's nöt, Moidl! Es thuat Di' gnetta aufregen! Du siechst das Unheil no bald gnua!"

„I will sehen — i will — Muatter gib mir 'n Spiegel!"

Die Mutter zaudert; aber im Mädchen lebt noch der alte Trotz, der eiserne Wille; Moidl besteht energisch darauf, in den Spiegel zu schauen.

Und Mütterchen bringt den Spiegel herbei, den Moidl ergreift: ein Blick — mit einem Wehruf sinkt Moidl in die Kissen zurück. Klirrend zerschellt der Spiegel am Boden. Nun ist Alles aus!

Die Trostworte wollen der Mutter selber nicht recht über die Lippen: daß die frühere Schönheit im Gesicht wiederkommen werde und Moidl so sauber werden würde wie früher. Immenstiche wären ja keine ewigbleibenden Blatternnarben. Moidl soll nur hoffen!

Herzzerbrechend schluchzt das Mädchen in die Kissen; nun ist Alles verloren! Es ist zum Verzweifeln; den Geliebten, den sie um seiner Schönheit Willen nahm, hat sie aufgegeben, weil sie keinen Krüppel will und nun ist die eigene Schönheit vernichtet, zerstochen; ein einziger

Geschwulstklumpen das, was einst die Burschen ganzer Thäler entzückte. Es gibt kein schönes Immenmoidl mehr im Innthal!

Von Dorf zu Dorf ist die Kunde von dem Ereigniß in Immenhofe gedrungen und überall hatte man harte Worte für den Hochmuth und sprach von der Strafe Gottes und Vergeltung . . . .

Nur Moidl selbst will daran nicht glauben; nicht Wiedervergeltung, sondern Dummheit war es von ihr, dem Absamer Spötter die Bienenkörbe nachzuwerfen. Hätte sie den nächstbesten Prügel ergriffen und dem Burschen an den Kopf geworfen, so wäre sie noch im Besitz ihrer glatten Haut. Wie die Geschwulst schmerzt! Die Schönheit ist verloren, ein schöner Traum ist grausam zu Ende! . . . .

Eines Tages knarrt das Gartengatterl am Immenhof und erstaunt ob eines seltenen Besuches blickt die Bäuerin aus der unteren Stube durch's Fenster in den Garten. Wer wohl kommen mag? Der Immenhof ist der Besucher nicht mehr gewohnt. „Jes', Maria und Joseph! Der Wälische ischt 's!" flüstert erschrocken die Bäuerin. Nun kann 's gut werden! Der kommt einarmig, um Abrechnung zu halten und den Frevel des Treubruches zu rächen auf wälsche Art! Doch was ist das? Der Mann klopft bescheiden und schleicht auf den Zehenspitzen in die Stube, als fürchte er, Jemanden durch lärmende Tritte aufzuwecken. Und flüsternd bittet er die Bäuerin, ihr und dem Vater Dank sagen zu dürfen für frohe Stunden, die er im Hause verlebt, zu danken für schöne Hoff=

nungen, die für immer vernichtet sind. Abschied wolle er nehmen für immer; als Krüppel will er in's Wälschland zurückkehren und ihm, dem unglücklichen Einarmigen wird man in Borgo wohl gewähren, was dem Battista verweigert wurde und ihn in's Unglück brachte: eine Drehorgelconcession! Verdienen könne er sich ja nichts mehr ohne den rechten Arm, er müsse als „Werkelmann"*) suchen, des Lebens Nothdurft zu erwerben, weil ihm nichts anderes übrig bleibe.

Der Bäuerin liefen die hellen Zähren über die Wangen.

Ob er die kranke, von Bienenstichen zerfleischte Maria sehen und sprechen dürfe?

Gerührt nimmt die Mutter den armen Burschen bei der ihm gebliebenen linken Hand, führt ihn die Treppe hinan und drückt ihm statt jeder Antwort die Thürklinke in die Hand. Dann geht Mütterchen wieder in die Wohnstube hinab. Sie will nicht hören, was die Zwei sich einander sagen. Durch den nicht allzu dicken Fußboden dringt aber doch ein Geräusch, daß die Bäuerin unschwer denken kann, es schluchzen zwei Menschen, als wollte ihnen das Herz brechen.

„Arme Moidl!" jammert Luigi am Bett des vergötterten Mädchens.

„Vorbei, alles vorbei!"

Und wenn Luigi noch zweiarmig wäre, ein fescher,

---

*) In österreichischen Landen heißt Werkel so viel wie Drehorgel und muß jeder „Werkelmann" zu seinen Wanderzügen die behördliche Erlaubnis haben.

gesunder Mann, jetzt könnte er sich rächen und sagen, nun wolle er die Moidl mit dem ruinirten Gesicht nicht mehr. „Und reacht hättest, Luigi!“ setzt Moidl hinzu, indes die Thränen über die hochgeschwollenen Backen träufeln.

„O, no, misera Maria!“ Nicht klagen, nicht tadeln will Luigi, tausend Dank will er sagen aus tiefstem Herzensgrund, daß ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, des geliebten Mädchens Herz gehörte. Jetzt als Krüppel könne er keinen Anspruch mehr an's Leben machen; er werde heimkehren und als Werkelmann von Dorf zu Dorf ziehen. Aber Maria werde wieder hergestellt werden, den früheren Liebreiz wieder gewinnen und gewiß noch glücklich werden.

Moidl schüttelt wehmüthig den geschwollenen Kopf und einer plötzlichen Eingebung des Herzens folgend, faßt sie mit ihren zerfleischten Händen nach dem Armstummel des Verunglückten und drückt einen langen Kuß darauf.

„O, carissima mia! Misera Maria! Nix küssen meine verstummelte Arm!“

„Armer Luigi, mein Luigi!“

Polternde Schritte werden von unten laut; man hört den heimgekommenen Bauer rufen und die Bäuerin ihn beschwichtigen. „Ach was! Sie wird nicht sterben vom Stiefelgetrampel!“ knurrt Vater und fragt laut, wie es oben gehe.

Ein kurzes Geflüster der Eltern; dann schreit der Bauer in heller Entrüstung: „Was will er werden? A Werkelmann? Sell leid' i nöt, i, der Immenhofer! Sell

laß i mir nöt nachsagen und es woaß a deutscher Bauer, was si' g'heart!"

Und gleich darauf trampelt der Bauer schwerfällig die ächzende Holztreppe hinauf und tritt in Moidl's Stübchen. Was ist das? Moidl hält den Wälischen umschlungen und Luigi kühlt mit seinen Lippen die Stichwunden Moidl's.

„Vaterl! Er will mi' decht! Mi' häßliche Person!" ruft Moidl dem erstaunten Bauer entgegen.

„Und Du?"

„I will 'n Luigi, den armen Einarmigen!"

„Dös ischt Gottes Fügung!" sagte der alte Immenhofer und gab seinen Segen dazu. Hat die stolze Moidl bloß die Schönheit eines Mannes haben wollen, so geschieht ihr ganz recht, daß sie jetzt einen einarmigen Krüppel zum Gatten erhält. So lange Vater lebt, wird er die Wirthschaft führen und die Arbeit beaufsichtigen wird Luigi schon lernen. Mehr braucht es nicht. Nur eines mußte Luigi dem besitzstolzen Bauer versprechen: das Schweigen für immer über seine Pläne als — „Werkelmann." Moidl wurde wieder hergestellt und blieb lange die schmucke Blondine, die das Entzücken ihres Gatten bildet; der eitle Stolz auf Äußerlichkeiten jedoch war verschwunden, geläutert war das Herz.

Achleitner, Arthur,

Resche Luft! Drei Berg-Novellen von Arthur Achleitner. (Inhalt: Schwalbenrache- Schwarze Wolken. s Immen-Moidl)

München 1894